Von Kontinent zu Kontinente

Ein „Soli Deo Gloria"

vom

Soloquartett für Kirchengesang.

Leipzig.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Ein Tag der sagts dem andern:
Mein Leben ist ein Wandern
Zur schönen Ewigkeit .....

Leipzig, 21./6. 27.

Einer lieben neuen
Freundin der musica sacra
Die „Dürbein" war und
oft ist in Hochach-
tung dargereicht
v. r. U.

B. Röthig.
(Tenor).

H. Risch.
(Alt).

Kl. Röthig.
(Sopran).

E. Tannewitz.
(Bass).

А. И. Вильборгъ, СПБ. Мѣщ. 2.

NL
5
B6
V6
901

Von Kontinent zu Kontinente

Ein

„Soli Deo Gloria".

Denkschrift

über die Konzertreise des Leipziger Solo-Quartetts für Ev. Kirchengesang nach Russland, Deutschland und den Vereinigten Staaten Amerikas im Spätherbst 1900

von

Bruno Röthig,
Kantor a. St. Johannis, Leipzig.

Mit dem Portrait des Quartetts in Lichtdruck.

Preis geb. $2^1/_2$ Mark.

ST. PETERSBURG.
Verlag der „Evang. Blätter für junge Männer in Russland",
Neue Isaakstrasse № 24.

In Kommission für Deutschland: Leipzig, Buchhandlung des Evang. Vereinshauses, Rossstr. 16.
Für Amerika: Reading (Pa). A. Bartels.

Дозволено цензурою — С.-Петербургъ, 15 Мая 1901 г.

Типографія А. Лашинскаго, Кирпичный пер. 3.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Nachdruck und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

„Im Soloquartett für Kirchengesang eine Reise nach Amerika unternehmen?“ — Wer das vor 10 Jahren gesagt hätte, den hätte man mit Fingern ausgelacht, und wir mit. Aber „Seine Wege sind nicht unsere Wege“. Er führte uns aus der Enge in die Weite, nach Stockholm und St. Petersburg, nach den Niederlanden, Paris und London, nach Rom und in die Katakomben. — Da kam auch eine dringende Einladung in die „neue Welt“. Wenn wir nicht einen anscheinend ganz deutlichen Wink unsers Herrgotts missachten wollten, mussten wir trotz aller Bedenken dem Rufe folgen.

Nun bitten russische Freunde um die Reisebeschreibung. Da lacht vielleicht wieder mancher, wenn ich es als Nichtschriftsteller wage, dieser Bitte zu willfahrten; und ich lache wiederum mit, wenn

nur das Büchlein recht viel gekauft wird zum Besten des vom Ev. Jünglings- und Männerverein in St. Petersburg zu erbauenden Ev. Vereins- und Logierhauses, dem der gesamte Ertrag zugute kommt.

Um Eins möchte ich aber den lieben Leser freundlich bitten: Er wolle nicht eine erschöpfende Beschreibung aller berührten Orte und Verhältnisse erwarten. Es können nur Augenblicksbilder sein, die ich gebe, wie sie der in Amerika gebräuchliche „Kodak“ eben aufnimmt. Das hängt mit der Art unsers Reisens zusammen: „Immerfort von Ort zu Ort; jetzo hier, jetzo dort“. Da muss der geistige „Kodak“ meist sehr schnell arbeiten. —

Allen lieben Freunden nah und fern aber ein herzlich

„Grüss Gott!“

vom Verfasser.

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Der Abschied	1
Auf Umwegen	9
Nun ade, du mein lieb Heimatland!	23
Auf hoher See	31
„Dem Hafen zu“	46
Die ersten Eindrücke in der neuen Welt	51
Auf, zum fröhlichen Singen!	61
Im Drexel-Home zu Philadelphia	77
Nach dem Westen	99
In den Wahl-Unruhen	111
Streiflichter auf Haus, Kirche und Schule	134
Wo See und See die Hand sich reichen	162
Mit dem „Empire“ nach Osten	187
Wieder nach Philadelphia	211
Zu den Spitzen der Vereinigten Staaten	225
Abschiednehmen	240
Die Heimkehr	249

Der Abschied.

Statt allem, was uns in den Tagen vor unserer Abreise bewegt, gebe ich hier

der Mutter Abschiedsbriefe an ihre Kinder

wieder. Sie sprechen am deutlichsten von dem, wes das Herz voll war. Sie rechtfertigen unser Thun vielleicht auch etwas in den Augen derer, die über die Frage „warum?“ nicht hinauskamen. Die Briefe wurden den Kindern verschlossen hinterlassen und sollten erst dann geöffnet werden, falls wir nach Gottes Willen nicht wieder heimkehren würden. Wir durften sie aber nach unserer Rückkehr den lieben Kleinen am Sylvesterabende unter dem strahlenden Christbaume selbst vorlesen.

Meinem lieben Aeltesten!
Mein herzlieber Sohn!

Diese Zeilen sollst Du, mein lieber Hans, lesen, wenn nach Gottes unerforschlichem, aber so weisem Willen Deine Eltern nicht wieder heimkehren — denn unsere Wiederkehr steht allein bei Gott, und nur in Seinem Namen und nur nach Seinem für uns klar zu erkennendem Willen gehen wir in das ferne, fremde Land, um durch unsere Glaubenslieder Sein Reich auf Erden mit bauen zu helfen. Als die Aufforderung an uns herantrat (durch einen Brief von Herrn Pastor Wischan aus Philadelphia), da fiel Dein lieber Vater auf seine Knie und betete, dass Gott ihm deutlich zeigen wolle, wie er sich in dieser Angelegenheit zu verhalten habe; und als dann die Erlaubnis zu dieser dreimonatlichen Reise ohne die geringsten Schwierigkeiten von den Schul- und Kirchenbehörden gegeben wurde, als die Aufforderung von den lieben Glaubensgenossen in der neuen Welt (besonders durch Prof. D. D. Spaeth — Philadelphia) immer dringender und herzlicher wurde, als sich so mancher uns schwere Weg von selbst ebnete, da ward es uns immer klarer, dass wir gehen

sollten, gehen mussten. Was wäre denn auch sonst all unser Beten und Glauben wert, wenn wir da zurückschrecken wollten, wo es gilt, die Hingabe an Gott zu beweisen! Ich habe wohl schwerer zu kämpfen gehabt als Euer geliebter Vater, der sich in seines Gottes Hut so geborgen fühlt — aber endlich kam auch bei mir das Wort: „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe“ aus einem freudigen, gläubigen Herzen. Und nun, mein lieber Sohn, Du als unser Aeltester hast die heilige Pflicht, in die Fussstapfen Deines guten Vaters zu treten; das heisst, Dich als Knabe und Jüngling rein und unsträflich zu halten, nie mit Bewusstsein in eine Sünde zu willigen (alle Deine verborgenen Fehler mag Dir Dein Heiland im späteren Leben ablegen helfen!), nie die heilige Allgegenwart Deines Gottes und Heilandes zu vergessen und Dir immer mahnend und zugleich tröstlich bewusst zu sein, dass Dir ein starker, eifriger Gott, der sich nicht spotten lässt, aber auch ein milder, gütiger Vater nahe ist, dem Du all Dein Anliegen jederzeit vorbringen kannst. Halte, wenn Gott Dir Kraft giebt, an dem Vorsatze fest, ein treuer Lehrer zu werden. Wolle nur

immer, was Er will, wolle nur nie etwas selbst, sondern sage bei allem, was Du vornimmst; „Herr, wie Du willst!“ — dann wirds schon recht. Arbeite recht an Dir, dass Du Dein heisses Temperament zügeln lernst, das, wenn es in die rechten Bahnen kommt, Dir zum Segen, wenn Du es aber masslos wild dahinschäumen lässest, zum Fluch werden kann. Auch hierin sei Dir Dein Vater ein Beispiel. Er hat auch heisses Blut; wenn er sich nicht immer wie der fromme Tobias gehalten hätte, wäre nicht solch ein fester, charaktervoller Mann, solch ein Christ aus ihm geworden.

Lass Dich auch nicht beirren durch etwaige Aeusserungen flacher Weltmenschen, als ob Deine Eltern einem Phantom nachgejagt wären und es nicht nötig gehabt hätten, sich so aufzuopfern. Von einem Gewissenszwange wirst Du erst später etwas an Dir erfahren; sei nur gewiss, dass Gott es bestimmt so haben wollte und dass Deine Eltern recht gehandelt haben. Lass nur Deine allergrösste Sorge sein, dass wir Dich in der Ewigkeit wiederfinden. Sei Deinen Geschwistern eine Stütze und ein liebevoller Bruder. In heisser,

treuer Mutterliebe zieht Dich ans wunde, aber in Gott stille Herz Deine Mutter.

Mein inniggeliebter Walter!

Im Geiste küsst Dich Dein Mütterlein in heisser Liebe — sei nicht traurig und verzagt, liebster Sohn, wenn Deine Eltern nach Gottes Ratschluss nicht zu Dir zurückkehren sollten — sieh, Gott hat das gethan, und gegen Seinen allweisen Willen dürfen wir nicht murren, auch wenns uns schmerzt, was er uns schickt, und es uns vorkommt, als wäre es zu hart. Später wirds uns klar, warum Gott alles so gewollt hat! Nur das Eine merke Dir: liebe Deinen Heiland, so heiss, so innig wie Du nur kannst. Er ist Dir viel besser Vater und Mutter, als wir es jemals haben sein können.

Sei Deinem lieben älteren Bruder stets ein fügsamer, sich unterordnender Bruder, Deinem lieben Schwesterlein ein treu sorgender, zärtlicher Gefährte, den lieben Grosseltern der folgsamste Enkelsohn und allen Verwandten ein lieber Gesell.

Halte fest an Deinem Vorhaben, ein treuer Diener der Kirche Jesu Christi zu werden arbeite schon immer daraufhin an Dir, denn:

wer einmal später von der Kanzel herab Gottes Wort verkünden will, muss vor allen Dingen im eigenen Leben beweisen, dass es ihm ernst ist mit dem, was er predigt. Gott stärke Dich dazu! In treuer Mutterliebe drückt Dich ans Herz Deine „Mutti“.

Meine einzige, liebe Tochter!
Meine süsse Elisabeth!

Du weisst, wie ich Dir oft vom lieben Heilande erzählt habe; Du weisst, wie lieb und gut Er ist. Wenn Er nun Deine lieben Eltern zu sich in Sein schönes Himmelreich hat kommen lassen, da hat Er es so gut mit ihnen gemeint, dann blickt Dein liebes Mütterlein jetzt vom Himmel auf Dich herab, mein liebes Kind. Wenn Du nun immer recht lieb zu ihm betest, so wie Du es täglich mit Deinem Mütterlein gethan, und immer schön folgsam bist, dann kommst Du auch einmal in den herrlichen Himmelsgarten. Sei nicht traurig, wenn Du unser Gesicht jetzt nicht mehr siehst; als Deine Schutzengel werden wir immer um Dich sein. Denk nur bei allem, was Du thust: „Was würde mein Mütterlein dazu sagen?“ — bis Du später einmal sagen

lernst: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Du betest ja so gern: „Weil ich Jesu Schäflein bin“ — bete es immerfort, verlerne es nie! Mit den Jahren wirst Du immer besser verstehen lernen, was darin alles liegt, und wirst dann aus vollem Herzen sagen können: „Amen, ja, mein Glück ist gross!“ Möchte es sich so recht herzerquickend an Dir erfüllen, was Deine Eltern so oft gesungen haben: „O, wie selig ist das Kind, das der Herr in Schutz genommen!“ — Und nun behüt Dich Gott, meine heissgeliebte Elisabeth! In unaussprechlichem, seligem Weh, doch Gott ergeben

Dein

Dich verlassendes „Muttchen“.

Freitag, den 21. September 1900.

Zum letzten Male ist die Familie in Vaters Zimmer versammelt. An der Hausorgel intoniert die Erzieherin die Weise „Harre, meine Seele“. Unter Schluchzen, die lieben Kleinen krampfhaft umschlingend, stimmen wir ein. Dann befehle ich in herzlichem Gebete alle

und alles dem Vater im Himmel, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heisst im Himmel und auf Erden. Ein letztes Vaterunser, ein letzter Segensspruch — dann reisst sich Herz von Herzen. Von der Strasse aus noch ein Blick in die Augen der Lieblinge, denen wir den Abschied am Bahnhofe ersparen wollen und die uns zum Fenster hinaus den letzten Scheidegruss zuwinken — — — Herr, mache das Herz fest, dass wirs nach dem Trennungsschmerze nun auch als ein köstlich Ding empfinden, zu singen von Deiner Gnade!

Am Bahnhofe treffen wir mit den beiden Quartettgenossen zusammen zur gemeinsamen, diesmal so langen Reise. Verwandte und Bekannte sind versammelt zum letzten Händedruck, zur letzten Liebesgabe für die weite Fahrt. Unter den Klängen des Liedes: „Herz, lass dein Sorgen sein!“ entschwinden all die lieben Gesichter, der tröstende Blick von Mutter und Schwester, das weisse Haupt des lieben Grossvaters — Gott hüte und schütze Euch alle bis zum frohen Wiedersehen!

Auf Umwegen.

Eigentümlicherweise ging unsere Reise nicht direkt auf das Ziel los. Liebe Freunde — „Unbekannte und doch bekannt“ — in den Ostseeprovinzen hatten schon vor langer Zeit gebeten, das Quartett möchte doch in einer Herbstwoche als der für die dortigen Verhältnisse günstigsten Zeit nach Russland kommen. Da unser Schiff erst am 29. September von Bremerhaven abging, so stand uns die Zeit vom 22. bis 28. Sept. noch zur. Verfügung, um jenem Rufe zu folgen. Von Herrn Organist Sermuksl in Libau war mit grosser Umsicht eine Tour über Wilna, Riga, Mitau und Libau ausgearbeitet worden: Am 22. Sept. sollten wir abends von Leipzig abreisen, am 23. abends in Wilna und an den nächsten drei Tagen je zweimal in Riga, Mitau und Libau

singen. Vom letztgenannten Orte aus sollte uns der Nachtschnellzug über Koschedary und Wirballen nach Berlin und Hamburg bringen, wo für den 27. Sept. ein Konzert angesetzt war; am 28. Sept. war in Bremen ein Abschiedskonzert arrangiert worden. Wenn alle deutschen und russischen Eisenbahnzüge acht Tage lang ihre Fahrzeit innehielten, dann durften wir auf rechtzeitiges Eintreffen in Bremerhaven hoffen.

So nehmen wir also unsern Kurs zunächst nach Osten. In Berlin haben wir einen zweistündigen Aufenthalt, der zu einer Stärkung für die Nachtfahrt benutzt wird. Ganz in der Nähe vom Bahnhof Friedrichstrasse liegt das sehr empfehlenswerte „Franziskanerbräu". Richtig, da ist ja derselbe Tisch wieder frei, an dem wir im Vorjahre auf der Reise nach Petersburg zu Nacht speisten. Nur dass heute aller und jeder Appetit fehlt! Wir hätten ja eben sogut „eingelegte weisse Pudel, fricassiert mit Eierschnee", oder „eingelegte Kellerstufen" — wie „Mutti" immer dem kleinen Völkchen antwortet, wenn es seine Köpfel zur Küchenthür hereinsteckt und fragt: „Mutti, was giebts denn heute?" -- essen können, so würgte der

Abschiedsschmerz noch in Hals und Herzen herum; doch, essen muss man eben, und „Gehorsam ist des Weibes Pflicht“, ist eines der liebsten Citate meiner besseren Neunzehntel, darum stopfte „sie“ tapfer mit. Dann gings nachts 11 Uhr im überfüllten D-Zuge über Küstrin, Schneidemühl, das berüchtigte Konitz, Dirschau mit seiner grossen Weichselbrücke, vorüber an der roten Marienburg, am kurischen Haff, an der alten preussischen Krönungsstadt Königsberg, bis wir am 22. Sept. mittags in Wirballen die russische Grenzstation mit der üblichen Pass- und Zollrevision erreichten. Wie schnell man doch heimisch wird in der Welt! Heute kommen uns die lieben Russen längst nicht mehr so fürchterlich vor als wie im Vorjahre. Der Wachtposten mit aufgepflanztem Bajonett an dem kleinen Einschlupf in das grosse russische Reich, die Männer und Frauen in Schafspelzen, sie erscheinen uns wie alte Bekannte. Wenn nur die schwere russische Sprache nicht wäre! Aber wir können ja auch russisch „bis auf drei zählen“ und „danke“ sagen; das hilft, verbunden mit einem „versilberten“ Händedruck, über die ersten Schwierigkeiten des Verkehrs hinweg.

Kurz vor der Weiterfahrt begrüsst uns zu unserer grossen Freude ein lieber Bekannter aus St. Petersburg, Herr Axberg, der auf der Rückreise von Paris begriffen ist. Nun können wir durch ihn die Grüsse, die wir schon schriftlich in der Tasche haben, direkt in die russische Hauptstadt schicken. Nach gemeinsamem Mittagessen in der guten, sauberen Bahnhofsrestauration (übersehe niemand die „saure Krautsuppe“!) setzen wir selbander die Reise fort bis Wilna, liebe Erinnerungen aus unserm Aufenthalte in St. Petersburg, an unsern gemeinsamen Freund O. P. in Paris und die dortige Ausstellung auffrischend. Dabei schweift der Blick zuweilen aus dem behaglich eingerichteten Eisenbahncoupé hinaus über die weite, leider ziemlich reizlose Landschaft. Wer Russland von Westen her zum ersten Male betritt, dem werden die niedrigen Blockhäuser der ländlichen Bezirke auffallen. Ja, auch Städte wie Kowno erscheinen auf den ersten Blick nur als eine Versammlung von etlichen hundert Alpenhütten. Hinter der genannten Stadt wird die Gegend schon etwas anmutiger, mit Thälern und Hügeln durchsetzt. Wenn nur die abendlichen Schleier nicht die Aussicht schon verdunkelten! Dafür

dampft aber jetzt im Coupé die Theekanne, und Butterbrot mit Beilage (von einem „Bock, den wir nicht geschossen“ haben) ladet zum Mahle ein. In Russland „braut“ man sich während der langen Fahrten den Thee gern selbst. Ein Fouragekorb liefert die nötigen Zuspeisen.

„Wilna!“

Das erste Reiseziel ist, Gott Lob, glücklich erreicht. Ein herzlicher Abschied von unserem Petersburger Freunde — dann nehmen die beiden Pastoren Rheinthal und Koch das Quartett in Empfang und bringen es per Wagen ins Pastorat. Wir passieren die „heilige Pforte“, ein Thor mit einem wunderthätigen Heiligenbilde, vor dem jeder die Kopfbedeckung abnimmt. Orthodoxe Russen knien vor dem Stadtthore in Staub und Schmutz. Dann biegen wir links ein in die „deutsche Gasse“, die älteste Strasse der Stadt, die jetzt allerdings fast nur von Juden bewohnt wird. Die Läden sind sämtlich geschlossen — es ist „Sabbath“. Alles promeniert zwischen den engen Häuserreihen und bietet ein interessantes Bild russischen Lebens. In der „Pfarre“ erwartet uns ein russisches „Mittagsmahl“. (Wir Deutschen dünken uns doch

immer „bessere Menschen“, weil wir wirklich mittags „zu Mittag essen“). Dann gehts zur Kirche, der ältesten evangelischen Kirche Russlands (1522 Uebertritt der Franziskaner), die heute noch im ehemaligen Klosterhofe liegt. Bei der grossen Menge von Zuhörern singt sichs freilich nicht sonderlich leicht; dennoch erwärmt „das geistliche Volkslied“ auch hier die Herzen. Nach der Aufführung versammelt Pastor Koch noch einige Freunde in seinem Hause, bis wir uns um 10 Uhr zur Weiterfahrt nach Riga rüsten müssen. Auf der Wagenfahrt zum Bahnhofe bewundern wir die ausserordentliche Geschicklichkeit, mit welcher die russischen Wagenlenker auf ihren kleinen Gefährten mit den kleinen Pferden an einander vorübersausen, oft kaum um eines Fingers Breite vom entgegenkommenden Geschirre entfernt. Auf Rat des freundlichen Pastors fahren wir I. Klasse. Aber an Schlaf ist bis Dünaburg (Dwinsk) nicht zu denken; denn es teilen mehrere Konzertbesucher das Coupé mit uns, und da heissts „Vortrag halten über deutsche Kirchenmusik“, seis auch um die mitternächtliche Stunde. Erst gegen 4 Uhr früh gehts von Dünaburg weiter; ein Schlafwagen bietet Gelegenheit zur Ruhe bis früh

9 Uhr. So langen wir gestärkt, frisch und fröhlich am 23. Sept. vormitt. 3/412 Uhr in

Riga

an. Am Bahnhofe empfängt uns ein lieber, freundlicher Herr — Organist Berndt — und bringt uns ins „Hotel Rom“, vis-à-vis dem deutschen Theater und den städtischen Anlagen wunderschön gelegen. Wir haben eben nur Zeit, uns umzukleiden, denn mittags 1 Uhr findet in der herrlichen Petrikirche, einem Dombau von 130 F. Höhe (dem Schweriner Dome nachgebildet) das erste Konzert statt. Die Akustik dieses Raumes ist wundervoll. Wie fröhlich stimmen wir da die „Meistersinger“ an! Es ist, als ob die Höhe des Gotteshauses die Seele nach oben zöge und die Weite der Hallen die Stimmen kräftige. Ein verehrter Freund des Quartetts, Dom-Organist Bergner, der einst in Leipzig in St. Johannis sass, ladet uns zu Tische. Die lieben Russen lassen einen ja nie „ungegessen“ von dannen ziehen! Am Nachmittage dürfen wir der Ruhe pflegen — es ist Sonntag! — im Geiste verleben wir ihn daheim bei unsern Lieben. Mich treibts unwillkürlich hinaus in den nahen Park, wo geputzte Menschen lust-

wandeln im Sonnenscheine, bis ich ein elend jämmerlich Weib finde, das den Säugling an der Brust trägt. Nun wusste ich ja, warum michs nicht zu Hause litt und weshalb mich der Rubel in der linken Tasche so drückte. „Jochen, heraus, der Herr Christus ist da!“ sprach Dr. Martinus leise zu mir. — In der Familie des Kirchenvorstehers Busch nahmen wir den Thee ein; dann gings ins Abendkonzert. War die Kirche zu Mittag schon gut besucht, so ist sie am Abend geradezu überfüllt. Man erinnerte sich nicht, seit Jahrzehnten ein so volles Gotteshaus gesehen zu haben. Die Einnahme betrug an diesem Tage 3800 M. Mehr als dies bewies uns aber so mancher freundliche, herzliche Händedruck die Wirkung, welche die „Festzeiten“ auch hier in Riga hinterliessen. Wie wohl that jetzt das „entre nous“ im Hotel bei einem guten Abendbrote! Wie erquickend war die Nachtruhe nach zwei mehr oder weniger durchwachten, mindestens aber durchfahrenen Nächten!

Am nächsten Morgen, Montag, d. 24. Sept., holt uns Herr Org. Berndt zur Kirche ab, wo er uns seine prächtige Orgel vorführt. Von da gehts zum Dom mit einer der grössten Orgeln

der Erde. Herr Organist Bergner beherrscht dieses Riesenwerk mit Meisterschaft. Ein zweiter Spieltisch mit c. 30 Stimmen im vorderen Teile des Orgelchores ermöglicht das Spiel zu 4 Händen auf 2 Klaviaturen. Bergner hat u. a. die Bachschen Fugen für diese Vortragsweise bearbeitet.

Auf einigen Besuchswegen lernen wir noch das äusserst rege Leben und Treiben auf den Boulevards der Stadt kennen, das lebhaft an den Strassenverkehr in St. Petersburg erinnert. Sonderlich auffallend ist der starke Wagenverkehr. Hier mietet sich auch die gewöhnliche Hausfrau, um ihre Einkäufe zu besorgen, „einen leeren Fuhrmann“, wie der ortsübliche Ausdruck heisst, für 15 Kopeken. Wir haben die Mode gern mitgemacht und uns manchmal „in einen leeren Fuhrmann“ gesetzt. Die Fuhrwerke sind so niedrig, dass man sich in der That nur hinein zu setzen braucht. Unterdessen ists aber Zeit geworden zur 1½stündigen Weiterfahrt nach

Mitau.

Hier hat Herr Musikdirektor Röttgers des Arrangement in den Händen. In der Eile haben wir uns am Bahnhofe verfehlt. Schnell setzen wir uns „in zwei leere Fuhrmänner“, fahren zum

„Hotel Linde“, kleiden uns um, denn schon warten die Hörer in der nahen „Trinitatiskirche“ auf den Beginn des Konzertes. Obschon die Kirche nicht sonderlich akustisch ist, scheint „das geistliche Volkslied“ dennoch einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Nicht allein, dass die zur kurländischen Synode versammelten Pastoren sich in erfreulicher Weise darüber äussern, sondern im Laufe des Nachmittags sprechen auch zwei Baronessen bei den Damen vor, überreichen ihnen Bouquets mit Schleifen in den kurländischen Farben (weiss, blau, grün), schicken noch köstlichen Fruchtsaft und Obst zur Erquickung auf der Reise und sind am späten Abende zum Abschiede noch am Bahnhofe. Der Nachmittag ist der Erholung gewidmet. Der nahe Schlosspark ladet zu einem Spaziergange ein mit reizenden Blicken auf den „Dixer“, einen schiffbaren Fluss. Die übrige Zeit wird ausgefüllt durch einen Besuch bei einem Leipziger Freunde, Herrn Gräbner, der eben auf seiner hiesigen Besitzung anwesend, leider aber durch schwere Krankheit des Sohnes ans Haus gefesselt ist.

Das Abendkonzert („Meistersinger“) ist auch hier überfüllt. Nach Schluss desselben sind

wir bei Herrn Musikdir. Röttgers zum Abendbrote geladen — da kommt eine Abordnung der Synode und spricht dem Quartette den Dank derselben aus mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass das, was sie heute abend gehört, wohl weit wirksamer auf die Herzen sei, als manche Predigt, die Herren hättens an ihrem eigenen Herzen verspürt. Solch ein öffentlich von einer derartigen Versammlung zum Ausdrucke gebrachtes Zeugnis steht bis jetzt einzig da und wäre manchen einheimischen Kreisen zu wissen gut.

Um die Mitternachtsstunde geht die Reise weiter nach

Libau (25. Sept.)

Nach achtstündiger Fahrt empfängt uns hier der Veranstalter der ganzen Tour, Herr Organist Sermuksl mit den Worten: „Leben Sie denn überhaupt noch?“ Ach ja, es bedurfte aller Energie, die beiden Konzerte hier noch glücklich durchzuführen, auch selbst dann, wenn ich nicht durch eine Unvorsichtigkeit meinerseits auf einem Gange am Meeresstrande von einem Wachtposten um ein Haar arretiert worden wäre. Denn eine schwere Aufgabe wars, in

der fürs Singen wenig günstigen Trinitatiskirche, die am Abende zum Brechen voll ist und in der die durch Kerzenlicht erzeugte Luft und Hitze das Atmen beeinträchtigt, die beiden Programme („Volkslied“ und „Festzeiten“) wirksam zu Gehör zu bringen. Gottes Gnade will ja aber gerade dann am wirksamsten sein, wenn wir uns am schwächsten fühlen. Unser lieber Entrepreneur hatte ja auch in so freundlicher Weise für die Verpflegung des Leibes gesorgt und wusste uns in seinem Hause, wo wir unvermutet auf dem Petersburger Bilde unsere lieben Kinderlein wiedersahen, so fröhlich zu stimmen, dass uns die im Verein mit seiner jungen Frau, einer Berlinerin, sowie mit dem deutschen Arzte und dessen Gemahlin, einer Opernsängerin, verlebten Stunden in lieber Erinnerung bleiben werden. Möge der strömende Regen, in dem sie nachts noch am Bahnhofe lange standen, die Begeisterung fürs Quartett nicht gedämpft haben!

Ich kann von den Ostseeprovinzen nicht Abschied nehmen, ohne wenigstens mit einigen Worten ihrer Bewohner zu gedenken, wie wir sie auf den Märkten und Bahnstationen im Vorübergehen und Fahren flüchtig kennen lernten. Näheren Verkehr haben wir ja nur mit unsern

Landsleuten gepflogen. In Geschäften und auf der Eisenbahn kamen wir mit der deutschen Sprache ganz gut aus. Die eigentlichen „Letten“, meist Bauern, bekamen wir auf den Marktplätzen zu sehen. Auf niedrigen, mit kleinen Pferden bespannten Wagen bringen sie ihre Erzeugnisse (Getreide, Obst, Vieh) zur Stadt. Auffallend ist nur ihre Fussbekleidung. Sie tragen vielfach aus selbstgegerbtem Leder verfertigte Sandalen, die an den Knöcheln mit Riemchen befestigt sind — ähnlich wie die Indianerschuhe, — sodass die Füsse sehr plump — einem Elefantenfusse nicht unähnlich — aussehen. Ihre Wohnstätten sind einzelne Siedelungen („Gesinde“ genannt), die zerstreut zwischen Wald und Feld angelegt sind. Mit Holzpflügen sah ich sie den Acker durchfurchen, die Frau führte dabei das Pferd, darum sind auch die Felder fast durchweg schief geackert, scheinen aber, dem Saatenstande nach zu urteilen, fruchtbar zu sein. Bei ihrer Feldarbeit gehen sie häufig weiss gekleidet, oft in einer roten Jacke, über die ein Schafspelz geworfen wird. Ihr Gesichtsausdruck ist äusserst gutmütig, fast leidend zu nennen. Landschaftlich ähneln die Ostseeprovinzen sehr dem südlichen Schweden: viel Wald, Aecker und

Wiesen, oft mit Steinen durchsät, nur nicht so wasserreich. Die niedrigen, breiten Holzhäuser mit ihren Strohdächern liegen malerisch zwischen Baumgruppen, die der Herbst jetzt schon bunt färbt.

Und nun wollen wir Russland zum zweiten Male ade sagen. Wie ein Traum sind die 4 Tage unter Reisen und Singen vergangen. Unmittelbar nach dem letzten Konzerte müssen wir am 25. Sept. nachts 11 Uhr zur Bahn, um in zwölfstündiger Fahrt von Libau nach Koschedary zu kommen und dort die Hauptlinie Petersburg-Berlin zu erreichen. Noch einen Tag und eine Nacht — im ganzen 38 Stunden — bringen wir in dem starkbesetzten Zuge sitzend zu, brauen uns zur Kurzweile wieder unsern Thee, leeren dabei die Wurst- und Obstkörbchen, die fürsorgliche Liebe uns mitgegeben, bis wir am 27. Sept. früh 6 Uhr in den Bahnhof Friedrichstrasse Berlin einlaufen.

So war der Umweg über Russland doch, Gott Lob, kein Irrweg gewesen, schon um des lieben Waisenknaben willen nicht, der in Libau nach dem ersten Konzerte bei der Mittagstafel zwei entzückende Rosen zur Thür hereingab „für die Sängerin, die in der Kirche so lieb mit ihm gesprochen".

Nun ade,
du mein lieb Heimatland!

In Berlin, Donnerstag, den 27. Sept. haben wir einige Stunden Zeit, um Grüsse an die Lieben daheim zu senden. O, wie gerne flögen wir den Karten und Briefen nach! Wie gerne blieben wir jetzt noch daheim, wenn in Bremen ein Brief aus Amerika läge des Inhalts: Ihr braucht nicht zu kommen! Wie oft habe ich auf der Fahrt von Berlin nach Hamburg die Worte des Volksliedes vor mich hin gesummt: „O, wie gerne kehrt' ich um!" Aber die Stege halten, und die Räder stellen ihr Brausen nicht ein. Gegen Mittag steigen wir in Hamburg im Hospiz, Thalstrasse, ab. Nach mehreren Saalkonzerten (bei Sagebiel, im Conventgarten) dürfen wir jetzt zum ersten Male in Hamburg in

einer Kirche singen. Zwar waren die früheren Konzerte unter dem Protektorate der Frau Baronin von Nettelbeck in den Prachtsälen äusserlich glänzender. Aber unsere Musik gehört nun einmal in die Kirche. Und warens auch keine hohen Säulenhallen, die uns in der Anscharkapelle umfingen, so war doch wohl gerade dies Konzert eins der besten auf der ganzen Reise. So rein, so begeistert klang alles, dass wir selber eine innere Freude daran empfanden. Wars die grosse Aufmerksamkeit des uns von Amrum her zum grossen Teil bekannten Publikums, die uns so animierte, oder wars der Umstand, dass wir eine besonders kritische und liebe Zuhörerin vor uns hatten: die frühere Altistin des Quartetts, jetzt als Frau Heins-Handrich in Harburg verheiratet? — In ihrem trauten Heim durften wir am nächsten Morgen auch die erfreuliche Beobachtung machen, wie sich die Harmonie im Gesange doch am schönsten fortsetzt in der Harmonie der Ehe, in der eigenen Häuslichkeit. Diese unsere ehemalige Altistin hat 12 Jahre lang die schwersten Zeiten im Quartett treulich mit ausgehalten, als wir oft mit einem Defizit von mehreren hundert Mark von weiten Reisen wiederkamen und meine

liebe Frau und ich in wenigen Jahren uns und den lieben Unsrigen die Deckung von dem geringen Gehalte, den der ständige Dienst in Leipzig einbrachte, abdarben mussten. — Auch die zweite Altistin, vormals Frl. Haussmann, ist nach zweijähriger Mitwirkung in den Hafen der Ehe eingelaufen, gedenkt aber in ihrem Glücke noch oft und gern der gemeinsamen Reisen und — Segensstunden. Dass uns die jetzige Altistin dauernd erhalten bleibt, haben wir (bei allen guten Wünschen für ihre Zukunft) leider auch nicht kontraktlich.

Am Freitage, den 28. Sept., wird die kurze Fahrt nach Bremen bald zurückgelegt. „Hotel Germania", nahe dem Bahnhofe, ist ein uns von früher her schon bekanntes bequemes Absteigequartier. Der freie Nachmittag lässt uns Zeit zu einem Gange durch die Stadt, um die letzten Einkäufe für die Seereise zu besorgen und uns vom Missionar Krone die Fahrkarten einhändigen zu lassen. Grosses Gepäck führen wir auf unsern Reisen nie mit uns. „Je weniger, desto sorgenfreier" heisst die Losung; „omnia mea mecum porto" sagen wir mit dem Lateiner.

Bei der von Herrn Pastor Dr. Weiss veranstalteten Aufführung in der schönen Rem-

bertikirche am Abende verabschieden wir uns vom europäischen Kontinente mit den Worten des geistlichen Volksliedes: „Und so woll'n wir mit einander ins Himmelreich gehn."

Sonnabend, den 29. Sept. früh 7 Uhr bringt ein Sonderzug die Kajütenpassagiere des Lloyddampfers „Trave" von Bremen nach Bremerhaven. Dort vermittelt der Küstendampfer „Kehre wieder!" die Verbindung mit dem Schnelldampfer „Trave", welcher der Ebbe wegen weit draussen auf der Rhede liegt. Gebe Gott, dass der stumme Wunsch des kleinen Fahrzeuges sich verwirkliche! Dem Reisenden thut solch sinnige Bezeichnung wohl, sei es auch nur als Aeusserung deutschen Gemütslebens, das auch in der Hast des Verkehrs nicht schweigt. Dann werden uns die letzten Grüsse aus der Heimat eingehändigt. Herzbewegende Abschiedsscenen spielen sich um uns herum ab. Gegen 11 Uhr lichtet die „Trave" unter klingendem Spiele der Schiffskapelle ihre Anker, und hinaus gehts in die wogende See. Ein ernster Moment für alle, die sich solch schwankem Fahrzeuge auf Tage oder Wochen anvertrauen! Bei allem Vertrauen zu Gottes gnädiger Durchhilfe komme ich doch auf See nicht eine Minute zu harmloser Fröhlichkeit,

höchstens zu dem erhebenden Bewusstsein besonderer Gottesnähe. Dazu verhalfen nicht zum wenigsten die Trostsprüche und Segenswünsche, die dem Quartett vor seiner Ausfahrt von allen Seiten, aus fast allen europäischen Ländern noch zugingen. Wir wussten, unsere Sache würde von Tausenden auf betenden Herzen und Händen getragen. — Von Minute zu Minute weicht das Land weiter zurück. Bald ist der Leuchtturm „Roter Sand“ passiert; bald entschwinden auch die blauen Linien der ostfriesischen Küste am Horizonte. Allmählich schlagen wir eine südwestliche Richtung ein, um den Kanal, die Verbindung der Nordsee mit dem atlantischen Ozean, zu erreichen. In wundervoller Klarheit hellt sich jetzt der Tag auf. In nur leisen Hebungen und Senkungen bewegt sich das Schiff durch die grüne Flut, sodass wir um 1 Uhr das Frühstück mit Appetit geniessen können. Dann folgt ein Schläfchen auf Deck; es wird gelesen, geschrieben, gehandarbeitet bis es dunkelt. Glutig rot versinkt die Sonne rechts vom Kurs unsers Schiffes ins Meer, uns eine gute Nacht und einen ruhigen Tag verheissend. Um 7 Uhr ist Diner, die Hauptmahlzeit mit 5—6 Gängen. Noch schmeckts uns gut. „Jeder freut sich seiner

Stelle“. Auf Deck wird noch ein Stündchen verträumt. Die Gedanken eilen zu Euch Lieben allen im trauten Heim, zu Euch meine lieben Chormitglieder von St. Johannis, die Ihr Euch jetzt zum Dienste in der Kirche versammelt. Dann wirds Nacht, finstre Nacht auf dem Meere. Von hüben und drüben winken die Leuchttürme der französischen und englischen Küste. Ueber uns wölbt sich in majestätischer Pracht der Sternenhimmel; dem bangen Menschenherzen eine tröstliche Verheissung: „Die Liebe Gottes deckt euch zu! Schlafet in Ruh!“

Mit einem wundervollen Sonnenaufgange bricht der Sonntag, der 30. Sept., an Bord der „Trave“ an. Die See ist ruhig. Auf dem Schiffe entwickelt sich bald reges Leben. Die Schiffskapelle, bestehend aus den Stewards der 2. Kajüte, spielt einige Choräle als Morgenmusik. Ein Schiffsgottesdienst wird wegen der bevorstehenden Landung in Southampton nicht abgehalten. Ich habe auch keinen Herrn geistlichen Standes in der Passagierliste gefunden. Dafür halten die Zwischendeckpassagiere, tschechische und polnische Auswanderer, ihre eintönige Liturgie. „Wir Gebildeten bleiben stumm“, meint eine Dame sehr bezeichnend. Da um

11 Uhr die letzte Post nach der Heimat abgeht, schreibt jeder noch Karten und Briefe nach Herzenslust. 50—60 gehen allein unsererseits an diesem Morgen ab. Am Nachmittage lagern schwere Nebel über die Wasser, während der Dampfer langsam um die Insel Wight biegt, um in den Hafen von Southampton zu gelangen. Ein Küstendampfer nähert sich der „Trave“ und wird mit Musik empfangen. Eine Anzahl englischer Passagiere besteigen unser Schiff, u. a. eine Dame, der man auf den ersten Blick die Schauspielerin ansieht. Jede Geste beim Abschiede ihres Begleiters scheint berechnet zu sein, das Anlegen der Hand an die Stirn, das Heben auf den Fussspitzen, das Zurückweichen Schritt für Schritt, alles ist ein wahres Schauspiel, oder schauspielernde Wahrheit. Sie soll am 8. Okt. in Philadelphia spielen, wenn wir zur rechten Zeit hinkommen. („Wind und Wetter vorbehalten“ — sagt der Seemann.) Dieses „wenn“ wird uns schon auf der Fahrt nach Cherbourg zu Gemüte geführt. Der Nebel wird dichter. Bald regnets. Die See wird unruhig. Sturzwellen drängen sich gegen das Schiff. Ein Passagier nach dem andern verschwindet vom Deck „und ward nicht mehr ge-

sehen". „Fordere niemand, sein Schicksal zu hören". — Was an diesem Abende aus unsern Damen geworden ist, weiss ich nicht. Unsern Bassisten habe ich erst spät in seine Kajüte steigen hören. Er soll oben „interessanten Gesprächen, um sich die Seekrankheit zu vertreiben", gelauscht haben. Gegen 9 Uhr abends verkündet ein „Tusch" die Ankunft in Cherbourg. Hier steigen die Passagiere aus, welche die Seefahrt bis hierher benutzt haben, um die Ausstellung in Paris zu besuchen. Andererseits nehmen wir wieder eine grosse Anzahl Ausstellungsbesucher auf, die nach Amerika zurückreisen. Darum erscheinen nach einer leidlich verlebten Nacht am nächsten Morgen viele neue Gesichter auf Deck. Das Schiff ist voll besetzt. Mussten doch unsere 4 Plätze erster Kajüte schon ein halbes Jahr voraus belegt werden.

Montag, den 1. Okt., gehts aus dem Kanal hinaus in den Ozean. Die „Trave" steuert längs der englischen Küste hin, sodass wir diese bis gegen Mittag rechts vor Augen haben. Dann erst gilts, den letzten Abschied zu nehmen von Europa.

Noch einen Gruss der heim'schen Erde,
Noch einen Druck der lieben Hand,
Und dann mit fröhlicher Geberde
Den Blick zur neuen Welt gewandt!

Auf hoher See.

Nun das letzte Land ausser Sicht ist, wird die Fahrt ziemlich eintönig. Zwar umkreisen noch ein bis zwei Tage lang weissgraue Möven das Schiff, alle in's Meer geworfenen Abfälle gierig und mit Geschrei erhaschend; zwar begleiten dann und wann ein Dutzend Delphine, in schnurgerader Linie aus einer Welle in die andere springend, unser Fahrzeug, sonst aber bietet sich dem Blicke wenig Abwechselung. Es sei denn, dass wir einmal einen kleinen Dampfer mit Hurrarufen überholen. Mehr als wünschenswert hat man jetzt Zeit, die Einrichtung eines Schnellschiffes in Augenschein zu nehmen, vorausgesetzt, dass einem die Lust dazu infolge der bösen Seekrankheit nicht vergeht. Das Ober- oder Promenadendeck, welches etwa die zwei mittleren

Vierteile von der ganzen Schiffslänge einnimmt, ist für die Passagiere der ersten Kajüte reserviert. Es ist ziemlich der höchste Teil des Schiffes, darüber ist nur noch das Kommandodeck für die Offiziere. Rauch- und Damenzimmer der 1. und 2. Kajüte sind in der Mitte des Oberdecks eingebaut. Auf Deck hält man sich am liebsten auf, womöglich den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein. Hier wird gelesen, gearbeitet, gespielt, promeniert. Ach, wenns immer so wäre, wie's die schönen Reklamebilder des Norddeutschen Lloyd so lieblich darstellen! Ich habe leider noch zu viel bleiche Gesichter, wankende Gestalten und schauerlich brausende Wogen von meinem Deckaufenthalte her vor Augen. Ein Engländer rannte einmal (warum, weiss ich nicht) im peitschenden Regen barhäuptig wohl zwanzig Mal im Dauerlauf um das ganze Deck. Viele holen sich mit Riesenschritten winzigen Appetit zu den Mahlzeiten. Andere ergeben sich mit stummer Resignation in ihr Schicksal. Nur wenige können sich durch Gespräche oder Karten- und Brettspiele die Zeit „angenehm" vertreiben. Steigen wir eine Treppe tiefer, so kommen wir in die Lese- und Schreibzimmer, die wieder durch eine Treppe mit den

Speisesalons verbunden sind. An den Gängen hin, die sich zu den beiden Seiten durchs ganze Mittelschiff ziehen, liegen die Küchen- und Zurichteräume und die Kabinen. In jenen befindet sich alles, was man sich für einen Haushalt von 500—1000 Personen denken kann. Luxuriös ausgestattet sind die Salons; der Speisesaal auf der „Trave“ erstrahlt in Blau und Gold. Er ist zugleich Musikzimmer. Hier werden bei ruhiger Fahrt manchmal Konzerte abgehalten. Die Kabinen sind kleine Schlafzimmerchen mit 1—4 Betten, je nach dem Fahrpreise. Zwei Betten sind über einander angebracht, sodass der eine Schlafgenosse sein Lager nur mit Hilfe einer Leiter erreichen kann. In den Kabinen erster Klasse ist den Betten gegenüber noch eine gepolsterte Bank, zwischen Betten und Bank sind die beiden Waschtische, die jederzeit kaltes und warmes Wasser liefern. Darüber sind die Ständer für die Wasserflaschen und die elektrischen Lampen. Alles Licht am Tag kommt durch die Luke, ein durch Gummi und Messingschrauben fest verschliessbares, rundes Fenster, das freilich nur bei gutem Wetter geöffnet werden kann. An den Wänden befinden sich etliche Kleiderhaken, an denen

die „Anhängsel“ in der Regel sich wie Perpendikel hin und her bewegen. Koffer und Taschen (Handgepäck) schiebt man unter Bett und Sopha, bis sie — bei hohem Seegange — ihren Kabinentanz aufführen, d. h. von einer Ecke in die andere fliegen.

Für Respektspersonen und Geldleute giebts auf den grossen Dampfern auch noch besondere Zimmer, ja ganze Wohnungen in prachtvoller Ausstattung. Die Kabinen 2. Klasse liegen im Hinterteile des Schiffes und sind enger und einfacher eingerichtet. Immerhin lässt sichs auch in der 2. Kajüte, soweit wirs in Erfahrung gebracht haben, ganz gut leben. Schlimmer haben es die Zwischendeck-Passagiere. Sie dürfen sich nur bei gutem Wetter auf dem Vorderdeck aufhalten, denn dieses wird bei nur einigermassen hohem Seegange sofort mit Spritzwellen überschüttet. Dann bleibt ihnen kein anderer Zufluchtsort als der gemeinsame Schlafraum, in dem mehrere hundert eiserne Bettstellen mit Strohmatratzen beisammenstehen. Andauerndes schlechtes Wetter mag den Aufenthalt daselbst höchst ungemütlich machen. Bei gutem Wetter indes sind Zwischendeck und Deck der 2. Kajüte der Tummelplatz grosser

Fröhlichkeit. Da turnen die Kinder an den Schiffsgeräten, da werden Familienspiele veranstaltet. Hier ertönen slavische Volksweisen, dort deutsche Heimatlieder. Sogar ein Tänzchen wird arrangiert. — Die gewaltigen Schiffsmaschinen liegen in der Mitte des Schiffsrumpfes. Hier sind auch die mehr denn 20,000 Zentner Kohlen aufgespeichert, die zur Speisung der 36 Feuerstätten notwendig sind. Die Maschinen der „Trave“ haben c. 8000 Pferdekräfte und verschlingen täglich c. 1200 Zentner Kohlen.

Durch die Mahlzeiten bekommt ein Tag auf dem Ozeandampfer seine regelmässige Einteilung. Trompetensignale rufen zum Essen. Das erste Frühstück wird von 7—8 Uhr serviert. O, wie oft klang das „Freut euch des Lebens“ aus dem Munde der Trompete am frühen Morgen wie ein „Hohn auf die Menschheit“! Zum Frühstück giebts Früchte (Weintrauben, Apfelsinen, Bananen, Birnen, Aepfel) Oatmehl (Maiskorn mit Zucker und Sahne), Fleisch, geräucherten Fisch, Omeletts, Kaffee, Thee, Chokolade, Cacao und dergl. Um 12 Uhr wird zum Lunch und um 6 Uhr zum Dinner geblasen. Von der reichhaltigen Speisekarte bei diesen Mahlzeiten hat man kaum einen Begriff. 8—10 Gerichte

werden im Augenblicke serviert, 20 andere dagegen können nach Wahl bestellt werden. Unsere Damen haben die Menükarten zu dauerndem Andenken an das, was wir nicht haben essen können, gesammelt. Ich rate jedem, sich in den ersten Tagen an diesen lukullischen Genüssen zu ergötzen; später dürfte es ihm unter Umständen nicht mehr möglich sein.

Einen ganz vorzüglichen Eindruck macht die Schiffsmannschaft vom Kapitän bis zum jüngsten Leichtmatrosen. Ich habe kaum ein grobes Wort, geschweige denn einen Fluch von einem Matrosen gehört. Der schrille Klang eines Pfeifchens von der Kommandobrücke herab und die regelmässigen Schläge der die Arbeitsschichten anzeigenden Glocke scheinen das ganze Schiff zu regieren. Die Stewards in Salon und Kabine sind sehr aufmerksam, auch dann, wenn ihnen ihre Liebesmühen von den seekranken Passagieren manchmal mit unfreiwilligem Undank vergolten werden. Sie sind ja (leider!) ganz und gar auf die Trinkgelder angewiesen, die ihnen am Ende der Reise gezahlt werden. Dieser Modus bildet für beide Teile, für Passagiere und Bedienung, eine Daumenschraube, andererseits auch wieder

einen Ansporn; denn „Wie du mir — so ich dir.“

Dass auch ein Arzt an Bord jedes Schiffes ist, der einem auch in weniger gefährlichen, aber desto öfter vorkommenden Krankheitsfällen, z. B. „um des schwachen Magens willen“, gern mit Rat und That zur Seite steht, sei nur beiläufig erwähnt. Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen verging der Montag, der 1. Okt. Den Tag über war die See ziemlich ruhig. Die Sonne sank goldgelb in die blauen Fluten, leider ohne Abendrot. Jetzt wären wir da, wohin wir uns als Kinder oft geträumt haben, wenn wir ihr nachriefen: „Willst nun, Sonne, fliehen mit dem goldnen Strahl, hin zum Meere ziehen über Berg und Thal“! Heute träumen wir uns zurück zu den heimatlichen Türmen. Das Ohr vernimmt fernen Glockenschall. Man braucht nicht gerade „vom Gebirge her“ zu kommen, um in solchen Augenblicken mit dem „Wanderer“ zu schwärmen „vom Land, vom Land so hoffnungsgrün, vom Land, wo unsre Rosen blühn, wo unsre Freunde wandeln gehn, wo unsre Toten auferstehn, vom Land, das unsre Sprache spricht“. — Mit diesen Gedanken ging mancher zur Ruhe, mit ihnen wachte er nach einer un-

ruhigen Nacht wieder auf. Was wird der neue Tag uns bringen?

Dienstag, den 2. Okt., hingen die Wolken grau in grau über dem aufgeregten Meere. Dunkle Wände türmten sich am westlichen Himmel auf. Der auslugende Offizier machte ein bedenkliches Gesicht und sagte kurz und bündig: „'s giebt schlecht Wetter!“ Den Tag über gings aus einem Regenschauer in den andern. Bald überschwemmten die Wogen das ganze Vorderdeck. Selbst auf dem Oberdecke war an ein Bleiben an ungeschützten Stellen nicht zu denken. Das Schiff schwankte mehr und mehr. Und so haben wir in kurzer Zeit Sturm — mehrere Tage und Nächte Seesturm. Es ist kaum möglich, eine ausführliche Beschreibung davon zu geben, zumal drei Viertel vom Quartett nach kurzer Gegenwehr das Feld räumen müssen. Neptun fordert unbarmherzig seinen Tribut. Nur unser Bassist, à la bonheur! hat es fertig gebracht, alle Mahlzeiten im Speisesaale einzunehmen. Sopran, Alt und Tenor spielt es fürchterlich mit. Wir vermochten uns nicht auf den Beinen zu erhalten. Nur mit allergrösster Anstrengung schleppen wir uns etliche Stunden des Tages auf Deck, um da in

Regen, Sturm und Kälte wenigstens frische Luft zu geniessen. Aber die Nächte, die Nächte! Von Mittwoch zu Donnerstag (3. zum 4. Okt.) wurde das Unwetter besonders schlimm. Während des Abendessens fliegt plötzlich alles durcheinander. Schreckliche Scenen! Im Speisesaale hüpfen Menagen, Teller, Bestecke von den Tischen. In den Gängen krachts und klirrts. In den Kabinen fallen Gläser und Wasserflaschen aus den Gestellen, die Kleider von den Haken, die Leitern von den Betten. Koffer und Taschen beginnen ihren Tanz aus einer Ecke in die andere. Der eine Augenblick war klassisch! Der Steward tritt eben zur Kabinenthüre herein und bringt Essen. In diesem Augenblicke erfolgt ein heftiger Stoss. Die Speisen fliegen in weitem Bogen unter das Bett, der Steward zur Thüre hinaus, ich ans Wasserbecken. — Da man sich noch auf Schlimmeres gefasst machen muss, werden Koffer und Kisten in den Kabinen angenagelt. So beginnt die Nacht. Welch eine Nacht! In die Kabine unserer Damen dringt mehrmals in der Nacht Wasser durch die Luke und überschwemmt Betten und Kleider. Die vom Sturm gepeitschten Wogen schlagen aber auch mit

furchtbarer Gewalt gegen die Fenster. Dieser grässliche Ton, wenn die Welle so krachend anschlägt, hat uns noch tagelang verfolgt. An Schlaf ist nicht zu denken. Mit Händen und Füssen sucht man sich im Bette festzuhalten. Wehe, wenn ja einmal die Augen zufallen. Ein erneuter Stoss — und man kollert um ein Haar aus dem Bette. (Unserm Altchen solls passiert sein!) Da werden Minuten zu Stunden, Stunden zu Tagen. So gehts aus der Nacht in den eben so schlimmen Tag hinein. Zu solchen Zeiten fühlt man recht, was für ein Trost in unsern Sprüchen und Liedern steckt. Den ganzen Katechismus habe ich mir vorgesagt, alle auswendig gelernten Gesangbuchlieder wiederholt. Aber man muss seine Psalmen eben in guten Tagen lernen, um sie in der Zeit der Not präsent zu haben. Meine liebe Mutter gab mir beim Abschiede den Vers mit auf den Weg:

„Schütz uns auf dem Meere,
Steure unser Schiff,
Bösem Wetter wehre,
Rett uns vor dem Riff!
Herr, unser Hort,
Sprich Dein Helferwort,

Dass die Wellen merken,
Dass Du bist an Bord!
Nun müssen schmiegen
Sie sich in Ruh,
Unser Schifflein wiegen
Dem Hafen zu."

Sie weiss wohl nicht, was für eine Stärkung sie mir da mitgegeben hat! Auch Dein Wort aus dem 93. Psalm, Freund V. in St. P., ich habs behalten und oft bewegt in meinem Herzen. Bei alledem wurde ich doch manchmal so verzagt, dass bittre Thränen dem Auge entquollen. Ich suchte im Geiste unsere lieben Kinderlein auf, wie sie daheim auf ihren Knien für ihre Eltern beteten. — Es half nichts! — Ich sagte mir, Gott könne Seine Allmacht dem Seufzen eines Kindes zur Verfügung stellen. — Unwahr! — Ich hielt dem lieben Gott alle Gebete so vieler Menschen für unsere Sache vor. — Alles umsonst! — Endlich blieb mir noch das eine Wort im Sinn: „Werfet euer Vertrauen nicht weg!" So fand mich meine liebe Frau in meiner Kabine. Ihr Trost, den sie sich bei eigener Schwäche vom Herzen rang, hielt mich aufrecht. Manchmal sprach ich wieder irre. Mir war zum Vergehen, zum

Sterben weh! — Das war die Seekrankheit im höchsten Grade. Aber damit war, Gott Lob, auch die Krisis überwunden. Am Freitage, den 5. Oktober, wurde die See etwas ruhiger. Ein Passagier nach dem andern kam wieder ans Tageslicht. Ein leichtes Süppchen, ein Glas Champagner mundete wieder. Gings doch auch immer näher „dem Hafen zu“. In drei Tagen durften wir ihn zu erreichen hoffen.

So kam der Sonntag, d. 7. Okt., unserer lieben Liesel und mein Geburtstag. Es mochte gegen 6 Uhr früh sein, als sich die Thür zu meiner Kabine leise öffnete und hinter der Gardine eine Stimme (mir klang sie in diesem Augenblicke wie eines Engels Stimme) leise intonierte: „Harre, meine Seele“; meine liebe Frau brachte mir den ersten Segenswunsch. Wer weiss, wie sie es gemacht, auch nicht ohne Gabe kam sie. In wenig Minuten hing ein gestickter Wandspruch an meinem Bette; ein duftendes Maiblümchen — wo sie's nur inmitten des Ozeans aufgetrieben haben mag? — nickte mir mit seinen fünf Blüten zu. Doch der Ueberraschungen kamen noch mehr. Die Schiffskapelle spielte vor der Kabine „Das ist der Tag des Herrn“ und den Lutherchoral „Ein'

feste Burg". Nie sind mir diese Worte tröstlicher erschienen als zu dieser Morgenstunde. Kaum sind die Klänge verstummt, da treten die lieben Quartettgenossen in die Kabine und stimmen zwei am Abend vorher heimlich bei Wachslicht auf Deck einstudierte Terzette an: „Es steht ein Fels im Meere" und „Der Heiland ist der Steuermann". Wenn ich je noch im Zweifel darüber gewesen bin, ob das Quartett wirklich herzergreifend singen kann, so habe ichs in dieser Stunde am eigenen Herzen erfahren. Ihr Lieben habt mich hoch erfreut und tief beschämt zugleich. — Dann schweifen unsere Gedanken weit über die Wasser hin zum heimatlichen Herde, wo unsere Jüngste ihr sechstes Lebensjahr eben vollendet, wo sonst der Kirchenchor mit wohlklingenden Stimmen, mit Trompeten und Posaunen den Doppelgeburtstag feiert, wo viele treue Seelen unserer heut gedenken. „Sollt ich nun nicht fröhlich sein", umgeben und getragen von so viel Liebe nah und fern? Zum ersten Male auf dem Schiffe liessen wir an diesem Sonntagmorgen, der auch äusserlich ein Sonnentag war, unsere Lieder über das Meer hinschallen. Wie haben wirs hinausgejubelt: „Herz, lass

dein Sorgen sein", „Die güldne Sonne", „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit"! Natürlich fehlte es nicht an Zuhörern aus Deutschland, Russland, Ungarn, Amerika, Afrika. In tiefer, innerer Freude verlief so der Tag. Eine stille, unvergessliche Abendstunde wurde mir, während bei einbrechender Dunkelheit alles zum Dinner im Speisesaale sich versammelte. Ich war mutterseelenallein auf Deck. Sobald die Sonne mit ihren letzten Strahlen ins Meer getaucht war, erhob sich am gegenüber liegenden Horizonte der Vollmond aus den Fluten, soweit das Auge reichte sein Licht über die sich kräuselnden Wellen ausgiessend: ein majestätisches Schauspiel sondergleichen! Droben funkelte ein Stern nach dem andern auf. „Licht ist dein Kleid, das du anhast" — auch wenns auf Erden dunkelt! Ruhig wie ein Schwan durchzog das Schiff sein Element, sich leise wie in stummer Andacht vor dem Herrn der Schöpfung hin und wieder neigend. Solch eine Nacht auf dem Meere mag der Psalmist im Sinne gehabt haben, wenn er singt von Gottes Herrlichkeit, die da reicht von einem Ende des Himmels bis wiederum an das andere Ende.

Bei uns aber hiess es auf dieser Seereise in Wahrheit: „Ende gut, alles gut“. Vergessen waren jetzt die Mühen und Gefahren im Hinblick auf die bevorstehende Landung. In Dankpsalmen drängte sich zusammen, was das Herz bewegte. Ich glaube, ich bin lachend eingeschlafen an diesem Abende, dem letzten „auf hoher See“.

„Dem Hafen zu."

Als sonnigster Tag der ganzen Fahrt lässt sich der Montag, d. 8. Okt., an. Die warme Luft des Südens — New-York liegt etwa auf gleichem Breitengrade mit Neapel — macht sich wohlthuend bemerklich. Freilich bringt die Wärme als ungebetenen Begleiter auch die Nebel mit. Dann lässt die grosse Schiffspfeife alle Minuten ihr tiefes Geheul erschallen, um nahende Fahrzeuge zu warnen. Wie das Geschrei eines wilden Tieres, die Scala von 3—4 Oktaven auf und abwärts durchlaufend, klingen die Antworten der entgegen kommenden Dampfer über die Wasserwüste. Häufig wird freilich auch die Einfahrt in den Hafen von New-York durch die plötzlich auftauchenden Nebel um Stunden oder Tage verzögert, wenn

nicht eine „frische Brise“ die Schleier zerreisst. Da wir an den beiden letzten Tagen schnelle Fahrt gehabt haben — 434 Seemeilen am Tage —, so dürfen wir hoffen, gegen Mittag zu landen. Etwa um 9 Uhr vormittags kommt rechter Hand Long Island in Sicht und wird mit lauter Freude begrüsst. Wenn sich die Einfahrt durch die schmale Strasse bei Sandy Hook dennoch um etliche Stunden verzögert, so sind eben die erwähnten Nebel daran schuld, die „der Südwest“ erst wegblasen muss. Jetzt steigt von einem Boote aus auf einer Strickleiter der Lootse an Bord, der Arzt und der Zollinspektor folgen ihm. Ein Postschiff holt die Postsachen ab, die unser Dampfer aus Europa mitbringt. Von den Forts an der Hafeneinfahrt donnern die Kanonen — ob zum Gruss, ob zur Schiessübung, bleibe dahingestellt —. In der Ferne winkt die Freiheitsstatue; grüne Ufer, mit Wald bestanden, mit Villen durchsät, umgeben uns. Und jene hohen, turmähnlichen Gebäude, die bis in die Wolken ragen (daher Name „Wolkenkratzer“ im Volksmunde), es sind die Häuser von New-York: Wir sind am Ziele!

Die Passagiere rüsten sich zur Landung. Manche erkennt man in ihrem jetzt so an, oft aufgeputztem Zustande kaum wieder. Die Papierdollars wandern aus ihrem Versteck jetzt zu handlichem Gebrauche (oder auch zur Schau?) in die Westen- und Hosentaschen. Ganz entschieden sucht sich jeder am Schlusse der Reise noch ins beste Licht zu setzen. Dann gehts an ein Abschiednehmen und Händedrücken. Wenn wir auch nicht sonderliche Freundschaften geschlossen haben mit unseren Reisegefährten, so hatte sich doch mit vielen ein freundliches Verhältnis angeknüpft, so mit der Familie des Wiener Arztes und ihrer gesprächigen Paula, dem aus Mainz stammenden Deutschamerikaner S. und Sohn, den beiden russischen Hofräten, dem liebenswürdigen Ungarn, dem westfälischen Kanadier W. und dem afrikanischen Missionare R. „Wann sehen wir uns, Brüder, auf einem Schifflein wieder?“ — Andere unter dem Publikum der 1. Kajüte machten freilich auch den Eindruck der Oberflächlichkeit: „Ich hab mein Sach' auf nichts gestellt“ — oder auf einen letzten Wurf. Gar manchmal wird man beim Anhören der Schiffsgespräche an das Wort erinnert: „Und

was sie reden, leerer Schall!“ Manchem der Mitreisenden sind wir zu gegenseitiger grosser Freude in Amerika wieder begegnet. Manchen hoffen wir, wills Gott, noch da und dort zu treffen. Wie viele von uns sich einst nach der längsten Fahrt, der Lebensreise, durch Gottes Gnade droben wiedersehen werden, das weiss Gott allein. Möchten wir bei der letzten Landung einmal alle so fröhlich aussteigen, so glücklich auf die überstandenen Leiden zurückblicken können, wie hier. Für diese 10 tägige Ueberfahrt war der Kapitän verantwortlich. Für jene sind wirs selber!

Seitdem der grosse Brand die Docks des Norddeutschen Lloyd in Hoboken zerstört hat, legen die Lloyd-Dampfer jetzt in Brooklyn an. Langsam legt sich die „Trave“ zwischen der Unzahl von grossen und kleinen Fahrzeugen ans Land. „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!“ — so möchte man einem Schiffe beim Verlassen desselben unwillkürlich zurufen. Auf jeden Fall aber drücken wir unserm Kapitän Christoffers und den freundlichen Stewards dankbar die Hand. Dann noch einmal, zum letzten Male, hinunter in die Kabine, auf die Knie zu heissem Dankgebete

für allen Schutz und Schirm von oben, zu herzlicher Bitte um Gottes Segen für die Arbeit in der neuen Welt, die unser Fuss jetzt betreten will! Droben spielt die Schiffskapelle. Unter Tücherschwenken und Hurrarufen aus vielen hundert Kehlen wird der letzte Zwischenraum zwischen Schiff und Land überbrückt. Ob einer von den freundlichen Willkommengrüssen auch uns gilt, uns Fremdlingen auf amerikanischer Erde? Ich steige die Treppe hinunter in den Dockraum, meine Blicke überallhin sendend. Richtig, da hebt sich eine Damenhand zum Grusse, ein Herr im Cylinder winkt mir freundlichen Auges zu: es ist der Pastor Berkemeier nebst Gemahlin. Bald haben auch unsere beiden Damen ihren Willkommenkuss, so herzlich, wie sie's nicht vermutet. Das fühlen wir jetzt schon: Das Quartett ist in Amerika in guten Händen!

Nach banger Fahrt und Wetternot
Ermuntert uns auf neuem Pfade
Zu neuer Arbeit Sein Gebot,
Zu neuen Liedern Seine Gnade.

Die ersten Eindrücke

in der neuen Welt.

Der erste Eindruck, den die neue Welt auf den Einwanderer macht, ist verwirrend. Ich will versuchen, mich aus dem Chaos der ersten Empfindungen herauszufinden und möglichst objektiv zu schildern.

Nach der Zollrevision in den Docks, die in Folge der Findigkeit unsres lieben Führers bald erledigt war, werden wir in eine feine Kutsche eingepackt; denn draussen strömt der Regen. Die Fahrt von der Landungsstelle bis ins Hôtel kostet (nur!) 25 M. Was bekommen wir aber auf dieser Fahrt für dieses Geld auch zu sehen! In wenigen Minuten sind wir mitten im Strassengewirr: zehn bis zwanzig elektrische Strassenbahnwagen sausen auf zwei bis vier neben einander liegenden Geleisen über den

Platz. Während der Fahrt steigt alles aus und ein. Die Wagen sind überfüllt, selbst auf den Trittbrettern stehen die Passagiere. Hunderte warten noch auf die kommende Gelegenheit. Ueber dem Strassentrakt aber erhebt sich die Hochbahn, eine auf gewaltigen Eisenträgern ca. 8 m hoch erbaute, viergleisige Eisenbahn, auf der alle Minuten Zug um Zug dahin fährt. Dazwischen Hunderte von Fuhrwerken, Fussgänger rufen und rennen — es ist zum Drehendwerden! Allmählich hebt sich die Strasse höher und höher, bis zur Häuserhöhe, immer höher; wir überblicken die gewaltigen, oft etliche zwanzig Stockwerke hohen Gebäude. Aber noch höher hinauf gehts, bis wir endlich mit all den Fahrzeugen und Fussgängern, die uns umgeben, in einer Höhe von 125 Fuss über einem Meeresarme, dem East-River, schweben. Unter uns liegt die gewaltige Drei-Millionen-Stadt. Die grossen Seeschiffe fahren in ihrer elektrischen Beleuchtung wie buntes Spielzeug unter uns hinweg. Die Brücke hat eine Länge von mehr denn 1 englische Meile. Sie ist „die grösste der Erde“, wird zu gleicher Zeit von mehreren hundert Fahrzeugen und täglich von

einer halben Million Menschen passiert. Sie verbindet die Stadt Brooklyn mit New-York, das wir nun berühren. New-York liegt auf einer langgestreckten Insel zwischen dem East-River, dem Hudson und dem Harlem-River. Nach dem Passieren dieser Brücke senkt sich die Strasse allmählich wieder bis zur ebenen Erde. Hier beginnt der Wirrwarr von neuem und wird womöglich noch grösser als vorher. Wir sind im eigentlichen New-York. Nach dreiviertelstündiger Fahrt werden wir in einem der besten Hôtels, „Westminster“ mit Namen, untergebracht. Ein halbes Dutzend Neger in Livree stürzen auf uns zu, thun uns aber weiter nichts, als dass sie unser Gepäck besorgen. Bald sitzen wir mit unserm lieben Herrn Pastor Berkemeier, der uns den Aufenthalt hier so freundlich als möglich gestaltet, beim ersten Dinner in der neuen Welt. Ja, diese Mahlzeiten (Breakfast früh 7—9 Uhr, Lunch 11—2 Uhr, Dinner 6—8 Uhr, Supper 9—12 Uhr nachts) bilden für uns Deutsche in Amerika eine ganz besondere Schwierigkeit. Wir sind die komplizierte, amerikanische Küche, die oft zehn bis zwanzig Speisen nach einander bringt, nicht gewöhnt. Dabei ist die

Zurichtung der Speisen eine so ausgesprochen amerikanische, (das Fleisch wird halb roh gegessen), die Bezeichnung eine so fremde, dass wir oft in die grösste Verlegenheit kommen würden, wenn wir nicht einen deutschen Oberkellner um uns hätten, der im Gedanken an seine deutsche Heimat und Lebensweise das Passendste und Bekömmlichste für uns aussucht. Wir würden sonst, mehr als das eine Mal anstatt Frikassée von Huhn — Austerragout bekommen haben. Immerhin bleibt es eine gewaltige Aufgabe, sich täglich vier- oder fünfmal durch dieses Labyrinth von Frucht, Suppe, Fisch, Steak, Austern, Salat, Compot, Eis, Gebäck etc. etc. durchessen zu müssen. Dabei that diese vorzügliche Verpflegung dem äusseren, durch die Seekrankheit geschwächten Menschen aber ganz gut.

Die Ausstattung eines amerikanischen Hôtels erster Güte ist, wie eben alles hier zu Lande, „grossartig“. Etwa zehn Räume des Hauses im Parterre und ersten Stockwerk des Hauses sind allein der Bequemlichkeit und Erholung der Gäste gewidmet. Da giebts ein Empfangs-, Lese-, Schreib-, Unterhaltungs-, Rauch-, Damen-, Musikzimmer etc. und einen Wintergarten.

Das ganze Haus ist von unten bis oben mit feinen Teppichen vollständig ausgelegt, nur die Marmortreppen sind frei. Lautlos gleitet der Fuss durch die Räume. Alles Treppensteigens überhebt uns der elektrische Aufzug (Elevator, Lift). Jeder Corridor hat seine zwei Badezimmer. Die Betten sind fast ebenso breit wie lang, stets, wie in Amerika üblich, für zwei Personen berechnet. Die Bedienung haben wir anderswo nur in herrschaftlichen Häusern so aufmerksam gefunden wie hier.

Dienstag, den 9. Oktober, vormittags, holte uns Herr Pastor Berkemeier zu einem Gange durch die Stadt ab. Zunächst führt er uns in das grösste Geschäftshaus New-Yorks, zu „Siegel u. Cooper“, genannt die „Stadt im Kleinen“. Es ist dies ein Gebäude von zehn Minuten Umfang und einer Höhe von 24 Stockwerken, die man aber mittels Fahrstühlen leicht erreicht. Hier ist nun alles zu haben, was ein Mensch nur denken und wünschen kann, von der Stiefelwichse bis zum Diamanten — nur kein Schlips für Umlegekragen, wovon sich unser Bassist überzeugen muss. In der Mitte vom Parterre ist eine grosse Rotunde mit einer Kolossal-Statue und

einem Brunnen. Dieser Ort gilt als Treffpunkt für die gesamte Stadt; man trifft sich „am Brunnen“.

Von hier aus wandern wir einige Strassen weiter (am Schaufenster der Orgelfabrik von Mason und Hammlin stehen die Bilder unsrer deutschen Musiker Joachim und Nickisch) nach einem andern Geschäftshaus, welches in seinem obersten Stockwerke für die Angestellten des Hauses prachtvoll eingerichtete Klubräume besitzt, in denen diese Herren ein luxuriöses Heim finden. Der dritte Anziehungspunkt war der oberste Gerichtshof von New-York, die Suprem-Court, ein vollständig aus weissem Marmor erbautes Haus mit wundervollen, auf die Rechtspflege bezüglichen Gemälden. Der Verhandlungssaal, in dem wir ½ Stunde einer Sitzung beiwohnen, ist in Marmor und Gold ausgeführt und weist an der einen Wand einen in Stein ausgelegten Christuskopf auf.

Mittwoch, den 10. Oktober, begrüsst uns Herr Pastor Haas, in dessen Kirche wir zuerst singen sollen. Er zeigte uns New-York mehr von der Aussenseite, indem er mit uns eine Stunde lang auf der elektrischen Strassenbahn durch die City fährt, eine hochinter-

essante Reise. Wir lernen dabei das geschäftliche Leben und Treiben der Stadt kennen. Es erinnert am meisten an das Berliner Leben auf der Friedrichstrasse, nur dass New-York auf den Strassen volkstümlicher, praktischer erscheint als Berlin. Der Typus und die Kleidung der Menschen sind fast durchweg deutsch — abgesehen von den vielen Negern und Mischfarbigen. Den meisten Raum nehmen die Garderobe- und Viktualiengeschäfte ein; dann kommen die Restaurants und die Luxusgeschäfte. Die feineren Stadtteile dienen nur zur Wohnung; sie erinnern mit ihren regelmässig angebrachten Treppen vor den Hausthüren am meisten an die Bremer Häuser. Fast an jeder Strassenecke steht eine Kirche. Die Kirchen sind zwar nicht grosse, aber vielfach schöne Gebäude, deren Wände oft mit einer Art Epheu völlig in Grün gekleidet sind. Eine Menge älterer Kirchen stehen „for sale“, zum Verkauf.

Die wichtigsten Verkehrsmittel sind die elektrischen Strassenbahnen und die Hochbahnen. In den Hauptstrassen, über denen die Letzteren hinlaufen, ist allerdings von einem „Blick nach oben“ nicht mehr die Rede.

Sämtliche Wagen sind länger und breiter als die unsrigen, sie fassen bequem 50—60 Personen. Morgens, mittags und abends sind sie jedoch meist überfüllt, niemand nimmts übel. Jede Fahrt, auch die stundenlange, kostet 5 Cent. Fahrkarten giebts nur zum Umsteigen. Die Zahl der Fahrgäste registriert auf jeder Fahrt ein mechanischer Klingelzug. Mit Carriages und Cabs fahren nur wenige, weil es zu teuer ist. Wir benutzten die Street-Car bis hinaus in die Gegend, wo sich einst die ersten Ansiedler niedergelassen haben, und wo jetzt noch ihre baufälligen Holzhütten stehen. Dort fliesst der gewaltige Hudson. Dort ist auf lichter Höhe die neue Columbia - Universität erbaut worden, mit dem prächtigen Bibliotheksgebäude in Marmor, dessen 40 m hohe und 30 m weite Rotunde als Lesesaal benutzt wird. Hier steht das gewaltige General Grant Tomb (Grabmal), dem Rugard auf Rügen ähnlich. Ein herrlicher Blick auf den Hudson, der tief im Thale zwischen Sandsteinhöhen eingebettet liegt, erfreut von hier aus das Auge. Den Rückweg nehmen wir durch den herrlichen Centralpark, der auf von Natur felsigem Boden erst mit Mühe geschaffen worden

ist. Groteske Felsbildungen, durch breite Treppen zugänglich gemacht, gestatten einen grossartigen Ueberblick über die Stadt. Unwillkürlich kommt uns der Blick vom Monte Pincio auf Rom in den Sinn. In dem wohlgepflegten Park sausen die leichten, hocheleganten Fahrzeuge der feinen Welt von New-York mit Windeseile dahin. Kinder vergnügen sich mit Rollschuhlaufen oder Radfahren, Familien suchen hier ihre Erholung, wobei meist der Vater die Familienlokomotive schiebt. Teiche, Wasserfälle und Grotten geben wechselnde Scenerien. Saftiges Grün der Bäume voll Laub streut Schatten aus. Und das alles vergoldet die untergehende Sonne mit ihrem intensiven Lichte: ein Bild voll Schönheit und Entzückens!

Und das Leben der Menschen in dieser Riesenstadt? Frei liebe ich den Amerikaner! Die Wahl eines neuen Präsidenten steht vor der Thür. Wie macht man Reklame? Gestern Abend ertönt auf unsrer Strasse plötzlich Yankeemusik. Auf offener Strasse mitten im lebhaftesten Verkehre wird vor einem Wahllokale ein Feuerwerk abgebrannt, wie daheim beim Schützenfeste. Heute früh sehen wir über dem

einen Stadtteile eine grosse Fahne mit politischen Schlagwörtern flattern, die von einer Anzahl Drachen hoch am Himmel gehalten wird. Riesige Reklamebilder spannen sich von einer Seite der Strasse zur andern, abwechselnd für den einen und den andern Kandidaten Propaganda machend. Man will durchaus auffällig werden. Aber hier fällt ja fast nichts mehr auf, weder der Stiefelputzer, der seinen Thron auf der Strasse aufschlägt, noch der Scheerenschleifer, der seine Kunden mit der Trompete zusammenruft, noch das buntfarbige elektrische Blitzlicht, das die Augen der Passanten auf hervorragende Geschäfte und Lokale ziehen soll, noch die Dutzende von Drehklavieren, die im Laufe des Tages unter den Fenstern unsres Hôtels ihre Gassenhauer herunter hämmern. „Jeder sehe, wie er's treibe, jeder sehe, wo er bleibe" — das ist die Losung des Tages in der neuen Welt.

Auf, zum fröhlichen Singen!

Am Donnerstag, den 11. Oktober, ist das erste Konzert in New-York, und zwar in der Marcus-Kirche, zweite Avenue, 6. Street. Nach der dreitägigen Ruhe dürfen wir nicht allein mit frischen Kräften an unsre Arbeit gehen, sondern die ganze Situation, zum ersten Male auf amerikanischem Boden vor einem sehr kritischen Publikum, den vereinigten Kirchenmusikern des General-Konzils zu singen, erfüllt uns auch mit besonderem Ernste. Werden die Erwartungen, die man auf uns gesetzt hat, auch erfüllt werden? Bangen Herzens betreten wir die Kirche, einen Raum, der, wie die meisten deutschen Kirchen hier, Schule, Pfarrhaus und Predigtsaal in sich schliesst. Der Umstand, dass fast stets unter dem Predigt-

saale die Schulräume liegen, erwirkt uns auch in dem verhältnismässig kleinen Raume eine gute Akustik, was wir sogleich mit Freuden bemerken. In der Sakristei begrüsst uns zunächst im Namen des Komitees Professor Dr. Spaeth aus Philadelphia, ein geistig durchgebildeter, freundlicher gesprächiger Schwabe, der seit 40 Jahren in Philadelphia seines Amtes waltet und sich um die Hebung der Kirchenmusik in den Verein. Staaten die grössten Verdienste erworben hat. Seine Bestrebungen stimmen mit den unsrigen im Quartett so völlig überein, dass es uns erst jetzt klar wird, warum wir nach Amerika mussten. Dieses innere Band, das von Kontinent zu Kontinent unbewusst bestand, musste äusserlich fest geknüpft werden, das war eine göttliche Fügung voller Naturnotwendigkeit. So traten wir denn hinaus auf den kleinen Altarplatz. Herr Professor Spaeth sprach erst in deutscher, dann in englischer Sprache einige einleitende Worte, die dem Publikum das Quartett und seine Arbeit vorstellten. Dann stimmten wir in Gottes Namen unser „Meistersinger-Programm“ an.

Meistersinger deutsch-evangel. Kirchenmusik

vom 16. bis 19. Jahrhundert.

Sechzehntes Jahrhundert.

1. „Ich lag in tiefer Todesnacht". Mel. v. Dr. **Martin Luther.** (Aus „Etliche Christl. Lieder" 1514.) Geb. 1483 zu Eisleben; gest. 1546 ebenda. Begründer des deutsch-evangel. Kirchengesanges.

   Satz von **Johann Eccard.** (Aus „Geistliche Lieder" 1594.) Geb. 1553 zu Mühlhausen in Thür.; gest. 1611 als kurfürstl. Kapellmeister in Berlin. Schüler v. Orl. Lassus; bedeut. Setzer kirchl. Gesänge. („Choräle"; „Preussische Festlieder".)

2. „Geboren ist Emanuel" von **Mich. Prætorius.** (Aus „Musae sionae" = 1244 Gesänge.) Geb. zu Kreuzberg i. Thür. 1571; gest. als Herzogl. Braunschw. Kapellmeister in Wolfenbüttel 1621.

3. „Christ ist erstanden", Mel. a. d. **12. Jahrhundert.** Zuerst erschienen in „Luthers geistl. Liedern" 1531.

Siebzehntes Jahrhundert.

4. „O fröhliche Stunden" von **Thomas Selle.** (Aus „Geistliche Konzertlein" 1655.) Geb. 1599 zu Zörbig (Sachsen); gest. 1663 als Musikdir. an den fünf Hauptkirchen zu Hamburg.

5. „Ehre sei dir, Christe" von **Heinrich Schütz.** („Matthäus-Passion".) Geb. 1585 zu Köstritz a. E.; gest. als kurfürstl. sächs. Hofkapellmeister in Dresden 1655. Schüler des Italieners Gabrieli; bedeutendster Vertreter der Kirchenmusik in der Zeit des 30-jährigen Krieges. Vorläufer Bachs.

6. „O Haupt voll Blut und Wunden", 1. Strophe von **Leo v. Hasler.** Melodie und Satz (ursprünglich auf weltlichen Text). 1554—1612 in Frankfurt, Venedig, Augsburg und Dresden.

2. Strophe, Satz von **Johannes Crüger,** gest. 1662 als Organist in Berlin. Komponist vieler Choralmelodien: („Nun danket alle Gott", „Jesus, meine Zuversicht", „Schmücke dich, o liebe Seele", „Jesu, meine Freude").

3. Strophe, Satz von **Joh. Seb. Bach.** („Matth.-Passion".) Geb. 1685 zu Eisenach; gest. als Thomas-Cantor zu Leipzig 1750. Seine Werke enthalten allein über 350 Choralsätze.

Achtzehntes Jahrhundert.

7. „Er kommt, er kommt" von **Joh. Adam Hiller** (bekannt d. s. „Choralbuch"). Geb. 1728 in Wendisch-Ossig; Thomas-Cantor bis 1801, gest. 1804 als Direktor der durch ihn berühmt gewordenen Gewandhauskonzerte in Leipzig.

8. „Ich will dich lieben" von **Balthasar König.** Bedeutender Sammler und Setzer geistlicher Lieder. „Harmonischer Liederschatz" v. Jahre 1738.

9. „Wie ein wasserreicher Garten" von Dr. **Mor. Hauptmann.** (Berühmter Theoretiker, Komponist und Lehrer.) Geb. 1792 in Dresden, von 1842 bis 1868 Thomas-Cantor in Leipzig.

Neunzehntes Jahrhundert.

10. „Christ-Wiegenliedlein" von **Friedrich Mergner.** („150 Neue Weisen zu P. Gerhardts geist. Liedern". Hervorragender Kirchenkomponist Süddeutschlands. Gest. 1891 in Erlangen.

11. „Sei getreu bis in den Tod“ von **Volkmar Schurig** (kennzeichnet die moderne „harmonische“ Richtung in der Kirchenmusik). Geb. 1822 in Aue i. Erzgeb.; gest. 1898 in Dresden als Cant. a. St. Anna.

12. „Erquicke mich“ von Prof. **Albert Becker**, wirksamster Kirchenkomponist der Gegenwart. (Oratorium „Selig aus Gnade“.) Geb. 1834 zu Quedlinburg; gest. 1899 als Dir. d. Kgl Domchors in Berlin.

Ja, was war das? Gleich der erste Gesang: „Ich lag in tiefer Todesnacht“ ging den Hörern so zu Herzen, dass Prof. Spaeth in der Sonntagspredigt vor der Gemeinde bekannte, der alte Eccard hätte ihm erst jetzt den Sinn der Textworte offenbart, und ein „Abgrund“ von Schönheit sei ihm erschlossen worden. Die Worte „Und kann nicht satt mich sehen“, machten den tiefsten Eindruck auf ihn. So gings von Lied zu Liede weiter, und als wir geschlossen, da gabs ein Händedrücken, ein Begrüssen von Deutschen und Amerikanern, dass wir unter diesem Publikum sofort heimisch waren. Eine Anzahl weiterer Einladungen zu neuen Konzerten erfolgte sogleich. Der berühmte Organist und Kirchenmusiker Professor Marks äusserte sich, er hätte viel erwartet, aber, was er gehört, habe seine Erwartungen

weit übertroffen. Die „New-Yorker Staats-zeitung“ brachte am andern Morgen aus der Feder ihres Chef-Redakteurs einen warmen Artikel über die Aufführung, der sogleich die Begeisterung in die einzelnen Staaten hinaus-trug. Er lautet i. A.:

> „Das war ein seltener Genuss! Der Ruf, der dem berühmten „Leipziger Quartett“ vorausging, hatte die Erwartungen aufs höchste gespannt, aber selbst die weitgehendsten Erwartungen sind vollauf erfüllt worden. Jede einzelne Nummer des hochinteressanten Programms wurde so form-vollendet vorgetragen, dass man dem Quartett ungeteilte Bewunderung zollen muss. Die Zu-sammensetzung des Quartetts ist eine ausser-ordentlich glückliche. Da herrscht vollkommenes Gleichmass und ein kaum zu übertreffendes Ineinandergreifen der 4 Stimmen. Die Klang-wirkungen sind infolgedessen ganz besonders überraschende. Namentlich wirkt das Piano und fast nur hingehauchte Pianissimo wahrhaft rührend und erbauend. Alle wurden durch das Gefühl wahrer Andacht und Weihe erfasst, das einzig durch innerlich empfundenen, seelischen Vortrag hervorgerufen werden kann.“

Im Pfarrhause (Past. Haas) findet noch eine kurze Begrüssung statt, viele liebe Familien, wohl an zehn, finden sich dort bei einem Glase deutschen Rheinweins zusammen und nach herzlichem Gespräch dürfen wir uns in unser Hôtel zurückziehen.

Am Freitag, den 12. Oktober, haben wir Ruhezeit bis nachm. 4 Uhr, die wir zu Gängen durch die Stadt, zum Stiefelwichsen, ein ausführliches Geschäft auf hohem Throne auf offener Strasse — benutzen. Um 4 Uhr nachmittags holt uns der Wagen ab nach dem Bahnhofe am Hudson. Von Prof. Spaeth und etlichen Freunden hier empfangen, fuhren wir auf einem der grossen Trajects über den Hudson hinüber, vorbei an den vom Feuer in so fürchterlicher Weise zerstörten Docks von Hoboken, nach Jersey-City im Staate New-Jersey, von wo die Pennsylvania-Bahn nach Philadelphia führt. Es hält nicht schwer, sich an die grossartigen Einrichtungen der amerikanischen Eisenbahnen zu gewöhnen. Auf elektr. Fahrstühlen wird man da ein oder mehrere Stockwerke herauf- und hinabgelassen, bis man die Höhe des Bahngleises erreicht, auf der man fahren will. Die Cars (Bahnwagen) sind sehr comfortabel eingerichtet, gepolstert, mit bequemen, schiefen Rückenlehnen versehen, mit Waschgelegenheit und Trink-(Eis)Wasser ausgestattet und gehen auf sehr guten Federn. Es giebt nur eine Wagenklasse hier, unsrer 2. Klasse vergleichbar. Weniger leicht gewöhnt man sich an

das schnelle Fahren in Amerika. Es giebt Züge, die in einer Stunde 80—90 engl. Meilen, d. s. 120 Kilometer, zurüklegen, also einen Weg von ½ Stunde in der Minute! Die gewöhnlichen Züge fahren mit einer Schnelligkeit von 40—60 engl. Meilen in der Stunde. Eine erhöhte Gefahr soll mit dieser Schnelligkeit nicht verbunden sein, da der Untergrund der Bahn und die Wagen selbst sehr gut gebaut sein sollen. Wir müssen das halt glauben und können uns auf unserer nunmehrigen Reise zu Lande nur täglich dem Schutze Gottes empfehlen.

Nach 1½ stündiger Fahrt langen wir in Trenton an, begeben uns ins „Windsor Hôtel“, wo uns der Pastor loci, Wendel, sowie der liebe Herr Pastor Wischan aus Philadelphia, der die erste Anregung zur Reise gab, begrüssen. Wir haben eben nur Zeit uns umzukleiden und stehen 8 Uhr abends zum zweiten Male im Konzert, wieder in einer jener Saalkirchen vom Altarplatze aus singend. Vor dem amerikanischen Konzertpublikum, das in einemfort mit Palmenfächern wedelt, vielfach mit dem Opernglase hantiert und spricht, in der rechten Stimmung zu bleiben, ist nicht

leicht. Die Fächer liegen hier gleich auf den Sitzplätzen der Kirchen. Oft steht hier auch während der Predigt der Pastor, gegen die Hitze sich Kühlung zuwedelnd mit dem Fächer auf der Kanzel. Man sieht also, das Publikum ist hier leicht „bewegt“ — am liebsten wärs uns, wenn diese äussere Bewegung anfinge aufzuhören und in eine innere überzugehen. Mag sein, dass die Amerikaner trotzdem einen hohen Genuss (wir hatten keinen beim Singen, eben um dieser ewigen Wedelei wegen) von unserm Singen gehabt haben an diesem Abende, wenigstens äusserte der Redakteur der Ortszeitung, er sei so gepackt worden, dass er meine, das Quartett könne sich in A. goldene Berge ersingen, wenns darauf ausginge. Nach dem Konzert hält uns ein deutsches „Supper“ in einem deutschen Restaurant noch eine Stunde beisammen, dann gehts zu Bett. Am nächsten Morgen, Sonnabend, 13. Oktober, müssen wir früh 9,50 weiter nach

Easton.

Die Fahrt geht im wunderschönen Thale des Delaware hinauf. Der Herbst ist in Ame-

rika die schönste Jahreszeit, die Laubbäume, fast nur solche giebts hier, sind bis in den November hinein grün, die Wärme ist so angenehm wie bei uns im Juni — Juli. So wird uns auch diese Fahrt von ca. 1½ St. zu einer Erquickung. Längs des Flusses, dessen Lauf oft durch hervorspringende Felsen gehemmt wird, liegen die Farmen der Ansiedler, bescheidene Landhäuser mitten in Acker-, Garten- und Waldland. Dass manche von diesen Farmen schon wieder verlassen sind, lässt ahnen, dass hier die Ansiedelungen der Einwanderer bereits vor 100 und mehr Jahren begonnen. Die ganze Gegend macht den Eindruck des Deutschtums, den einer westfälischen Bauerngegend. In Philippsburg, das noch in New-Jersey liegt, steigen wir aus, überschreiten den Delaware auf einer grossen Kettenbrücke, blicken rechts hinauf in das grüne Bergland, das der Fluss durchbricht, und sind auf dem jenseitigen Ufer in Easton, (Staat Pennsylvanien) angekommen. Die Stadt liegt hoch auf dem Berge. Vom Diakonissenhause, wo wir ein Lied anstimmen, blickt man 200 F. tief zu dem Lehigh-Fluss hinab, in dessem Thale sich ein echt westfälisches Fabrikleben

entwickelt — ins „Wupperthal Pennsylvaniens“. In Easton wohnen die Herren vom Quartett beim Sohne von Prof. Spaeth, einem Pfarrer des Ortes. Seine Frau ist eine geborene Mühlenberg, also aus einem Geschlechte, das in den Unabhängigkeitskämpfen eine grosse Rolle spielte. Eben jener Vorfahr der Pfarrfrau war Pastor, als im Jahre 1775 die Erhebung begann. Er stand am Sonntag Morgen auf seiner Kanzel und hub etwa folgendermassen seine Predigt an: „Es giebt Zeiten, den Acker zu bauen und den Pflug zu ziehen — ihr habt sie erlebt. Aber es giebt auch Zeiten, das Schwert zu ergreifen und für die Freiheit zu kämpfen, und diese Zeit erlebt ihr jetzt.“ Und bei diesem Worte zog er seinen Priesterrock aus, stand in der Uniform eines Obersten vor der Gemeinde, stieg von der Kanzel herab und warb vor der Kirche ein Regiment Soldaten. Sein Bildnis leuchtet mit unter den Helden am Washington-Denkmale in Philadelphia. Die Damen sind bei der Schwester von Prof. Spaeth einquartiert und lernen in dieser Pfarrfrau ein Stück herzlichen, gemütlichen Schwabenlebens mitten in Amerika kennen. Die Aufführung am Abende in

einer gemieteten amerikanischen grossen Kirche war so gut besucht, wir hatten an der Kanzel einen so guten Standpunkt, das Publikum war so gepackt und ruhig, dass dies Konzert wohl das beste von den drei bisher gegebenen war. Fröhlich machten wir uns darum am Sonntag, den 14. Oktober, früh acht Uhr auf den Weg nach

Philadelphia,

dem eigentlichen Standquartiere unsrer Amerikareise. Die Fahrt geht wieder das Delaware-Thal hinab, bis Trenton und von da in 30 Min. den 30 engl. Meilen weiten Weg nach Philadelphia. Bis hierher hat uns Prof. Spaeth stetig begleitet — eine grosse Wohlthat im fremdsprachigen Lande! In Philadelphia ½11 Uhr ankommen und ¾11 in der dichtgefüllten Kirche von Pastor Wischan mitten in den Gottesdienst hinein ein Lied singen, war eins. Vor der Kirchthüre wartet der Wagen, um uns ungesäumt in die Kirche von Prof. Spaeth zu bringen, wo wir ½12 Uhr zwei Lieder anstimmen. Ein herrschaftliches Geschirr bringt uns dann hinaus in die elegante Villenstadt Germantown, wo wir bei einem biederen und sehr reichen Leipziger,

Herrn R., einem grossen Seidenfabrikanten zum Dinner eingeladen sind. Es war ein äusserst luxuriöses Heim, das sich uns hier in der gastlichsten Weise aufthat, mitten im herrlichsten Grün gelegen. Nicht minder reizend war diese Familie selber — die Eltern wie die sieben Kinder. Und welche Freude rief es wach, als es sich bei der Vorstellung ergab, dass Herr R. und unser Bassist durch die Frauen ihrer beiderseitigen Brüder verwandt waren und Herr Tannewitz nun den Kindern als „Onkel Tannewitz aus Europa“ vorgestellt wurde. Nach dem reichen und äusserst wohlschmeckenden Dinner, bei dem wir zum ersten Male und mit Genuss jeder ½ Dtznd. Austern probierten, zog sich jedes zu einer 2 stündigen Ruhe zurück. Beim Abschiede aber überreichte Herr R. jedem Quartettmitgliede noch einen prächtigen, seidenen Regenschirm, damit wir auf unsern Reisen immer „beschirmt“ sein möchten. Natürlich dankten wir mit etlichen Liedern. An all dies Schöne und Gute schloss sich eine 1½ stünd. Wagenfahrt durch Germantown und den entzückenden Stadtpark von Philadelphia. Diese Fahrt gehört zu den genussreichsten, die wir je im Leben unter-

nommen haben. Man nehme mehrmals die Grösse des Hyde-Parkes von London, die Villen der Tauchnitzstrasse in Leipzig, die Eleganz der Anlage und Gefährte des Boulogner Wäldchens von Paris, die landschaftliche Schönheit des Monte Pincio in Rom, den Gedankenreichtum der oberitalienischen Denkmäler, die Farbenpracht des Waldes und den Wasserreichtum eines südlichen Schwarzwaldthales, tauche dies alles in den Teint amerikanischen farbenbunten Menschenlebens — und man hat einen Begriff von den Schönheiten, die dieses Fleckchen Erde: Germantown — auszeichnen!

Der Park zieht sich längs des Schuylkyll („Schwarzes Gewässer“ aus der Indianersprache übersetzt) hin — der kurz vor dem Meere sich mit dem Delaware vereinigt und der von einer Menge gewaltiger Brücken kühn überspannt wird. Die ganze Stadt Philadelphia mit ihren 1⅓ Mill. Einwohnern hat eine Ausdehnung in der Länge von 20 engl. Meilen. Die City, Innenstadt, ist ziemlich regelmässig mit Verwendung von viel Marmor, gebaut, weist fast lauter rechtwinklich in einander mündende Strassen auf, von denen die Längs-

strassen mit Zahlen (jeder neue Block mit einem neuen Hundert, sodass dis Hausnummer bis über 10,000 geht), die Querstrassen mit Namen benannt sind. Man weiss auf diese Weise immer, in welcher Gegend der Stadt man sich befindet. Das bedeutendste Gebäude ist die City-Hall, das Rathaus, mit einem Turm von 165 m Höhe, dem höchsten Turm der Erde, 11 m höher als der Kölner Dom, und einer Baukostensumme von 60 Mill. Dollars = 240 Mill. Mark. Auf der Spitze des Turmes steht die Kolossalfigur des Begründers dieses Staates, Penn, nach dem die ganze Landschaft Pennsylvanien = Waldlandschaft des Penn, genannt ist. Das grossartigste Denkmal der Stadt ist das Washington-Denkmal am Eingange zum Stadtparke. Es stellt den Befreiungshelden Washington auf einem Kolossalsockel hoch zu Ross dar, umgeben von den andern Helden der Befreiungskriege und den Sinnbildern der 4 grossen Flüsse der Vereinigten Staaten in Tiergestalten und Menschenracen. Der Schöpfer dieses überwältigenden Monuments, das wohl an Gedankenreichtum und Gründlichkeit der Ausführung seinesgleichen sucht, ist der deutsche Professor Simering in Berlin, welches

Umstandes wir uns mit Stolz und Freude bewusst werden. Leider hat ihm das reiche Amerika kaum das Rohmaterial zu seiner Arbeit, nicht aber diese selbst, bezahlt. — Der Abend des 14. Okt. vereinigte uns mit den lieben Philadelphier Freunden im Diakonissenhause zum Supper und einer musikalischen Soirée im Speisesaale. So kams, dass wir an diesem Sonntage, an dem eigentlich kein Konzert war, doch 16 Lieder sangen und — man wolle es uns nicht verübeln — dann einen gesegneten Schlaf von 12 Stunden thaten.

Im Drexel-Home
zu Philadelphia.

Am Montage, den 15. Oktober, vormittags ist Sitzung des Philadelphier Centralkomitees, welches die ganze Reise entwirrt. Dieses Komitee besteht aus den Herren Prof. Dr. Spaeth, Gödel am Diakonissenhaus Drexel-Home, den Pastoren F. Wischan, Ohl und Siebott. Hatten sich anfangs kaum 20 Orte zur Aufnahme des Quartetts bereit erklärt, so wuchsen die Nachfragen bald zu einem Berge an, sodass bald jeder Tag mit einem Konzerte besetzt war. Eine Menge Bitten um weitere Aufführungen mussten schliesslich abschlägig beschieden werden, denn laut geheimen Kontraktes durften wir zum lieben Weihnachtsfeste wieder daheim sein. Welch eine Riesenarbeit hat das Komitee in jenen Tagen bewältigt! Es

hatte nicht nur die oft verwickelte Korrespondenz mit mehr denn hundert Orten zu führen. Die einzelnen Orte mussten auch so geordnet werden, dass sie an einer Reiseroute lagen, dass wir jeden neuen Ort von einem Tage zum andern rechtzeitig erreichen konnten. Jeder Ort musste mit einer genauen Instruktion über Ankunft, Verpflegung und Weiterreise der Sänger, über Einrichtung der Konzerte u. drgl. versehen werden. Ohne die aufopferndste Liebe dieser Herren, die keinen Weg zu Tag und Nachtzeiten, keine weiten Reisen scheuten, die in Wort und Schrift unablässig für die Sache wirkten, wäre das ganze Unternehmen gar nicht durchführbar gewesen. „Vater wird gar nichts mehr zu thun haben, wenn die Leipziger wieder fort sein werden“ — meinten die Kinder von Prof. Spaeth eines Tages. Nicht uns, sondern diesen Herren sind Tausende und Abertausende in Amerika herzlichen Dank schuldig für den Gruss aus der alten, für die Klänge aus der ewigen Heimat, die wir ihnen bringen durften. Bald singen wir im Treppenhause des Diakonissenhauses, in dem es inmitten all des Marmors herrlich klingt, etliche Lieder. Dies Diakonissenhaus ist wohl das grösste und

schönste der Erde. Erbaut wurde es im Jahre 1886—1888 von seinem Protektor, dem jetzt 83 Jahre alten ehrwürdigen Präsidenten Lankenau, einem Manne, dem Gott das Herz so gelenkt hat, dass er nach Verlust aller seiner Angehörigen Lust bekam — andern wohlzuthun, zu bauen und wieder zu bauen. So baute er dies herrliche Haus und nannte es zum Gedächtnis an seine heimgegangene edle Gemahlin „Mary Drexel-Home.“ So baute er das Hospital, die Wirtschaftsgebäude, das Pfarrhaus und unterstützt alles jährlich mit 30.000 Doll. (120.000 M.). Was ist das aber auch für ein Haus, für ein Komplex von Gebäuden schönster, praktischster Art. Man braucht wohl 10 Min., um das ganze Areal zu umgehen, drei Fronten sind bebaut, die vierte schaut mit dem Garten und seinen Fontainen auf eine Strasse hinaus. Die innere Einrichtung mit dem Schwesternhaus, dem Kinderhospital, der Anstaltsschule (Mädchen-Pensionat), Hospital, Wirtschaftsräumen, Licht- und Wassermaschinen ist mustergiltig. Prächtig ist die Kapelle und das Treppenhaus mit den bunten Glasfenstern. Dies Haus ist für die nächsten acht Tage mit geringen Unterbrechungen unser Heim, in dem

wir's uns nach Herzenslust wohl sein lassen dürfen.

Das erste Konzert in Philadelphia ist Montag, den 15. Okt. in der Kirche zu St. Johannis bei Herrn Prof. Dr. Spaeth. Der Raum, der kaum 1500 Sitzplätze hat, ist schon ½ Stunde vor Beginn mit 2000 Menschen überfüllt. Die Aufführung findet im Rahmen eines liturgischen Gottesdienstes statt, wobei der Chor unter Prof. Spaeths Leitung psalmodiert. Man muss sich an den etwas breiten Klang der deutschen Worte in dem Munde der Deutsch-Amerikaner erst gewöhnen. Es ist mir dies besonders beim Gemeindegesange aufgefallen. Die Reinheit und Exaktheit der Ausführung der Chorgesänge verdient aber vollste Anerkennung, zumal, wenn man bedenkt, dass der Chor ein vollständig freiwilliger ist. Mit diesem Chore (circa 20 Sänger) hat Prof. Spaeth bereits 25 Jahre lang für Einführung der alten Kirchenmusik und Liturgie gekämpft. Dieser Vorarbeit haben wir's zumeist mit zu danken, dass unser Singen in den Verein. Staaten auf so fruchtbaren Boden fällt. So ist denn auch an diesem Abende nicht bloss die Kirche voll, sondern auch die Herzen der Hörer sind er-

füllt von freudiger Genugthuung darüber, dass sie von uns (wir singen das „Meistersinger"-Programm) zum teil dieselben Gesänge hören, die sie seit Jahren selbst gepflegt haben. Dieser moralische Erfolg über die englische Kirchenmusik übersteigt hier fast noch den künstlerischen und erbaulichen.

Die Kritik schreibt über dieses erste Konzert in Philadelphia:

> Man kann sich kaum etwas Vollkommeneres vorstellen, als den formvollendeten, tiefsinnigen Gesang des Leipziger Quartetts. Mit heiliger Andacht, unterstützt von herrlichstem Können, übt das Quartett den Gesang aus und heilige Andacht erweckt es bei seinen Zuhörern. Ueberwältigt von der Macht des Gesanges, atemlos in weltentrückter Ergriffenheit lauschten die Zuhörer den ernsten, weihevollen Liedern.
>
> Das war gestern ein Triumph des alten deutschen Kirchengesanges, wie er vollkommener noch nie erreicht sein dürfte.
>
> Jede Stimme der vier Künstler ist in sich abgerundet und auf das Feinste abgeschliffen; doch liegt ihre Hauptkraft im Zusammensingen.
>
> Bewundernswert war die Kraft, mit der die Stimmen der vier Künstler den grossen Kirchenraum voll und ganz ausfüllten.
>
> „Philadelphia Demokrat" vom 16. Okt. 1900.

—

> Deutsche Sänger waren es, welche uns gestern Abend in der überfüllten St. Johannis-Kirche einen herrlichen Gruss und köstliche Gaben aus

den Schätzen der alten Heimat darboten. Das Programm war ein hochinteressantes; es war eine Uebersicht deutscher Kirchenmusik vom 16. bis 19. Jahrhundert. Jede Nummer wurde so formvollendet vorgetragen, dass man dem Quartett ungeteilte Bewunderung zollen muss. Die vier Stimmen klingen zusammen wie aus einem Munde gesungen, mit einer Reinheit der Intonation, einer Klarheit der Aussprache, einer Zartheit des Ausdrucks und einer Korrektheit der ganzen Auffassung, die von der höchsten technischen Meisterschaft zeugen.

„Gazette," vom 16. Okt. 1900.

Dienstag, den 16. Okt. Der Tag ist ausgefüllt von verschiedenen Gängen durch die Stadt, u. a. ins Atelier des bedeutendsten Photographen am Orte, Mr. Gutekunst, der das Quartett aufzunehmen wünscht. Das Mittagessen wird im „Ratskeller" eingenommen; denn „die Sänger trinken auch gern ein gutes Glas Bier," wie Pastor W. fürsorglicherweise nach den nächsten Konzertorten berichtet. Am Abende singen wir zum Besten der in Galveston Beschädigten in der Associations-Hall des Christl. Vereins junger Männer, die Aufführung ist leider nur von ca. 800 Personen besucht (eine grosse Versammlung hat manchen abgehalten), dafür singt sich's um so leichter. Die Abendstunde im Ratskeller vereinigt noch

die Herren bis gegen 12 Uhr mit lieben deutschen Freunden. Und Pastor Wischan schrieb über diesen Tag, an dem wir vormittags im Drexel-Home, und im Hospital, nachmittags in einer Kirche und abends im Konzert gesungen hatten: „dieser Tag war eine Leistung“ (dabei den Gedanken freien Lauf lassend, worin die Leistung bestand — doch nicht etwa im Ratskeller?!)

Mittwoch, den 17. Oktober gings in Begleitung des Herrn Pastor Bielinski hinauf nach Reading, einer gewerbfleissigen Stadt am Schuylkyll am östlichen Ausläufer des Alleghany-Gebirges. Schon die Fahrt dahin war ein Genuss. Nach einstündiger Reise tauchten die blauen Berge der Alleghanies in der Ferne auf. Bald waren wir von ihnen umgeben, und man konnte, sanft gewiegt von dem ausgezeichnet federnden Eisenbahnwagen, in die herrliche Gotteswelt hinausträumen, während die Gedanken weit über Thal und Hügel hinfliegen zu den heimischen Gefilden, wo liebe Kinderaugen sich zum Schlummer schlossen und wohl von den fernen Eltern träumten. Gesegnet seien die stillen Stunden, die wir während der langen Fahrten oft genossen haben, in denen

wir Kraft zu neuer Arbeit schöpfen durften. „Und in die Thale senket sich Finsternis mit Macht — — Wirf ab, Herz, was dich kränket und was Dir bange macht!“

So klangs im Herzen, als die dunklen Schatten plötzlich hereinbrachen. Hier dauert die Dämmerung nur ganz kurze Zeit — im Handumdrehen ist's dunkel. Erst am Abend kamen wir in Reading an. Vom Hôtel gings bald ins Konzert, das im Opernhause stattfand und sehr gut besucht war. Es sang sich prächtig in dem grossen, hohen Raume! Von jetzt an haben wir öfters — für uns ganz neu und ungewohnt — in Opernhäusern gesungen, weil die Kirchen häufig zu klein, oder überhaupt für Konzerte nicht zu haben waren.

Von der schönen Lage der Stadt Reading sollten wir am nächsten Morgen, Donnerstag, den 18. Oktober einen vollgültigen Beweis bekommen, als eine Anzahl Herren unter Führung von Pastor Huntzinger, dem Vertrauensmann von Reading, in zwei Wagen mit uns auf den nächsten Berg fahren. Dabei haben wir nicht allein die schönsten Blicke auf die Höhen, die waldreiche Umgebung und die Stadt, die ihrer Lage nach mit Stuttgart um den Rang

streitet, sondern wir lernen auch die Farbenpracht des amerikanischen Waldes in nächster Nähe kennen. Da öffnen sich Herz und Lippen zum fröhlichen Lobgesang: „Die güldne Sonne.“ Die biederen Schwaben haben hier ein Fleckchen Erde gefunden, das sie ihre Heimat vergessen lässt, darum haben sich ihrer auch so viele hier angesiedelt, dass sie mit ihrem Pennsylvanisch-Deutsch das Englische fast verdrängen. Die Sprache ist hier nämlich ein Gemisch von deutsch (schwäbisch) und Englisch, das dem Plattdeutschen ähnlich ist. Man hält im Augenblick oft für Englisch, was doch gut deutsch ist. Auf dem Rückwege besuchen wir einen deutschen Buchhändler, bei dem wir einem Komponisten sein neuestes Lied, das er uns vor einer Stunde geschickt, schnell vorsingen. Dann gehts in die deutsche Schule, die sich durch feines Betragen der Kinder und Gewissenhaftigkeit der Lehrer sehr vorteilhaft auszeichnet. Schnell werden die einzelnen Klassen in die Kirche geführt, wo wir ihnen einige Lieder vorsingen. Und noch ein Lied in einer englischen Kirche — dann müssen wir zum Bahnhofe. Manch einer drückt uns auf dem Wege die Hand, am meisten ein

auf dem Bahnhofe anwesender junger Sachse, der vor Freude über seine Landsleute ganz aus dem Häuschen ist. Am Abende sind wir wieder in Philadelphia und singen in Germantown in der Halle des Chr. V. j. M., in einem Konzert, das unser Landsmann, Herr R., fürs dortige Krankenhaus veranstaltet. Einquartiert sind wir diesen Abend alle bei Prof. D. Spaeth in dessen prächtiger Villa in Mount-Airy (— Bergluft) und lernen nun auch seine musikalisch reichbegabte, fröhlich christgläubige Familie kennen. Der gute Professor kann sich gar nicht satt hören an den deutschen Liedern, sonderlich am Eccard und am „Christ ist erstanden.“ Dieser Gesang war das Schwanenlied seines verstorbenen 5jähr. Knaben, das er, mochts auch Weihnachtszeit sein, immerfort sang, weshalb man auch am Grabe dieses Kindes am 4. Advent dies Osterlied anstimmte. Wenn ers nun wieder hörte, traten dem lieben Herrn immer die Thränen in die Augen.

Freitag, den 19. Oktober erwachen wir im schönen Germantown. Bei der Morgenandacht im theol. Seminar singen wir drei Lieder, dann gehts durch die prächtigen Gärten und Parke bis die Glocke zum Mittagessen ruft. Das

herrlichste Wetter und warmer Sonnenschein begleiten uns immerfort. Wir haben eine Temperatur wie bei uns daheim im Sommer. Rosen blühen noch im Freien. In diesem Lichte macht diese Gegend einen unauslöschlichen Eindruck auf den Beschauer. Am Nachmittage traten wir die Fahrt nach Allentown an, wo Prof. Marks, einer der bedeutendsten Orgelspieler Pennsylvaniens, und Prof. Wackernagel, ein Sohn des Dichters und Neffe des Hymnologen, die Aufführung in der Hand haben.

Allentown liegt hoch in den Bergen, ist aber weit und freundlich angelegt. Am Abende entwickelt auf dem Marktplatz unmittelbar vor unserm Hôtel die Heilsarmee ihr Treiben. Eine Frau singt, schreit, trompetet, betet, windet sich, kniet, zwei Männer trommeln, heulen, dass einem Hören und Sehen vergeht, bis endlich eine Anzahl Neugieriger sich sammelt und auch etliche mit hinknieen und beten. Der Ernst dieser Leute ist bewundernswert, die Art schaudererregend. Unter diesen Eindrücken fahren wir zur Kirche. Dieselbe ist überfüllt von Hörern, sogar die Treppenstufen zum Altar sind besetzt. Der Eintritt kostet hier ja nichts. Wie wir später hören, sollen sich freilich viele

auch den Austritt nichts haben kosten lassen, (es wurde eine Kollekte gesammelt), sodass den beiden lieben Veranstaltern die Sache noch teuer zu stehen gekommen ist. So kanns in einer kleinen Stadt mit vorwiegend Arbeiterbevölkerung auch einmal gehen. Der moralische Erfolg soll aber doch ein wesentlich besserer gewesen sein, als der finanzielle, und um jenen war es den Veranstaltern hauptsächlich zu thun.

Sonnabend, den 20. Oktober müssen wir uns frühzeitig auf die Reise begeben, um zur rechten Zeit Jersey-City bei New-York zu erreichen. Dort nimmt uns ein Herr Ponty in Empfang und bringt uns vom Dépôt über den Hudson nach dem Bostoner Bahnhofe, um von da mit uns nach Port-Chester zu fahren, wo wir am Abende dieses Tages singen sollen. Es war dies eine Fahrt von 6—7 Stunden. Einquartiert sind wir in dem allerliebsten Lustschlösschen des Herrn Ponty, wo alles blitzt, und wo uns die deutsche Kost so trefflich mundet. Die Aufführung ist zwar wenig besucht, auf den reserv. Plätzen sitzen nur einige Millionäre — unter den Klängen des Lohengrin-Marsches ziehen wir zum Altar!! (Echt ameri-

kanisch!). Aber der gesprächige, freundliche Pastor Bauck weiss uns bald über diesen Umstand angenehm hinwegzudisputieren, mag er nun von seiner ersten Amtsthätigkeit in den Blockhütten des wilden Westens, oder von seinen interessanten Erlebnissen als Hauslehrer in englischen Familien erzählen. Kurzum, es war reizend in dem „Schmuckkästchen“ bei Pontys, wo uns die freundliche Tochter „schwäbelnd“ mit „Du“ und „Ihr“ anredete, was immer so traulich klang.

Sonntag, den 21. Oktober sollen wir mittags bereits wieder in Philadelphia sein. Da wir aber in New-York eine falsche Ferrie besteigen, kamen wir anstatt nach dem Pennsylvania- nach dem Erie-Dépôt. Das giebt eine Verspätung von 2—3 Stunden. Der Telegraph muss spielen. Das Mittagessen im Drexel-Home wird sehr kurz. Denn Punkt 3 Uhr sollen wir in der Kirche bei „Wanamaker“ sein. Dieser Sonntag-Nachmittag nun gehört mit zu dem Interessantesten, was wir in Amerika erlebt haben. Ich muss ihn deshalb etwas ausführlich beschreiben. Wanamaker, ein Grosskaufmann, der in Philadelphia, New-York etc. Riesenbazare hat, ist ein eifriger Presbyterianer,

von feiner, schlanker Gestalt, feinem Gesichtsschnitt und edlem Wesen — gewiss in seiner Art ein ganz frommer Mann. Er hat eine grosse Kirche, besser gesagt, einen grossen Komplex von kirchlichen Räumen geschaffen, worin er jeden Sonntag um 3 Uhr womöglich selbst Gottesdienst — eine Art Bibelstunde — hält. Der eine Raum, der ca. 2000 Pers. fasst, ist im gothischen Stil gehalten, steigt im Parquet nach hinten an, hat eine breite Empore, die an den beiden Schmalseiten in amphitheatralischen Gallerien ausläuft. An der einen schmalen Seite steht die Orgel, an der gegenüberliegenden ein Echowerk, das von der Hauptorgel aus gespielt wird und die tremulierende vox humana erklingen lässt. Von dem amphitheatralischen Orgelchor ist ein Podium in das Parquet hineingebaut, auf dem Stühle und ein Redepult stehen, davor befindet sich noch ein Harmonium.

Ich war verwundert, den weiten Raum gefüllt zu sehen. Da sassen Männer und Frauen Kopf an Kopf bis hinauf zu den Gallerien. Statt Gesangbuch erhielt jeder Besucher eine grosse Karte, auf welcher die englischen Liedertexte gedruckt sind. Auf mächtigen Pla-

katen war vor der Kirchenthür angeschlagen, welche Attraktionen heute die Kirche bietet. Darunter war die: „Wanamaker wird sprechen.“ Da tritt ein Mann, offenbar der Vorsänger, an das Pult, nennt die Nummer eines Gesanges, der auf dem Textblatt, das jeder in der Hand hat, steht und fängt an unter heftiger Direktion zu singen, die Gemeinde und das Harmonium fallen ein — es ist eine englische Schlumpermelodie, die alle begeistert mitsingen. Eine Negerin, (deren sind viele da), schreit besonders laut über alle anderen hinweg eine Art zweite Stimme. Dann wird ein Bibelabschnitt von dem einen verteilten Zettel abwechselnd vom Vorsänger und der Gemeinde gelesen. Hin und wieder fragt er die Gemeinde etwas, diese antwortet gemeinsam. Dann singt er ein Sololied mit Orgelbegleitung, bei der das Echowerk viel gebraucht wird, und auf seine Ermunterung „Sing mit“ fällt die Gemeinde in den Refrain ein. Dabei gestikuliert er, taktiert, geht hin und her. Dann spricht er zu der Versammlung, die manchmal laut auflacht, wird vom Organisten am Harmonium unterbrochen, spricht mit dem und jenem aus der Versammlung ein Wort; endlich kommt auch der Mann

vom Harmonium noch aufs Podium und nun taktieren und singen beide und dazu schreit die Gemeinde ein Lied auf die Melodie eines Gassenhauers. — Es ist zum Drehendwerden! Dann kündigt er an, dass wir — die Deutschen — singen sollen, begrüsst sonderlich die deutschen Landsleute mit einem herzlichen „deitschen Willkumm," (während er alles andre englisch spricht.) Wir sangen auf Wunsch „Die güldne Sonne." Endlich erscheint Herr Wanamaker, der Grosskaufmann von der 13. und Marketstrasse und Ex-Generalpostmeister der Verein.-Staaten, besteigt die sogenannte Kanzel oder vielmehr Plattform, auf der schon 8 Personen sitzen, stellt sich an das Rednerpult, hebt seine Stimme auf und spricht: „Guten Nachmittag, Freunde." Die ganze Versammlung erwidert diesen Gruss mit: „Guten Nachmittag, Mr. Wanamaker." Er rief dann einen Prediger zu sich herauf, der mit einem Gebet den Gottesdienst eröffnete. Dann verlas er den Text Joh. 10 und sprach über den guten Hirten. Gewiss hätte irgend ein Prediger viel besser den Text erklären können, aber eine Versammlung von Tausenden hätte er nicht angezogen, wie man sie hier sah. So ganz

ungeniert gingen Personen auf und ab, und man empfing den Eindruck, dass die Amerikaner diese Art, Gottesdienst zu halten, dem eigentlichen kirchlichen Gottesdienste vorziehen. Die engl. Kirchen sind heutzutage sehr schwach besucht, aber in solchen Versammlungen, wo der kirchliche Ton in den Hintergrund tritt, sind Tausende da. Mitten in der Bibelbesprechung kommt Herr W. auf uns und unser Singen zu sprechen, stellt uns vor, und wir müssen zwei Lieder, „Er kommt“ und „Ich will dich lieben“ anstimmen. Während seiner Rede lacht manchmal alles laut auf, wenn er eine spassige Wendung im Gespräch nimmt. — Während er noch spricht, werden wir in die Kinderschule geführt. Hunderte von Helfern und Helferinnen sitzen da mit Gruppen von Kindern in einem Raum, der ebenfalls mit den Seitenräumen, die durch Schiebefenster mit dem Hauptraum verbunden sind, über 3000 Kinder fasst. Ein kleines Orchester (Bassgeige, Flöte, Violine, Harmonium und Flügel) macht Musik — die ganze Schar fällt in eine Gassenhauermelodie ein, die ein Vorsänger (Tenor) mit Taktschlagen und Gesten anstimmt. Bald müssen wir nach kurzer Vorstellung hier: „Die kleinen

Vögelein" singen. Dann fällt das „Orchester" mit seinen Tanzweisen wieder ein. — Wo sind wir nur eigentlich? In einer Juden- oder Heidenschule? Fast verwirrt greifen wir uns an den Kopf, schauen in das bunte Gewimmel von 2000 Kindern, hören wie im Traum die Walzermelodien der Geige, die Rhythmen des Kontrabasses, dann wieder die einschmeichelnde Stimme des Tenoristen, den Halleluja-Gesang des ganzen Chorus. — Also das ist englisch-amerikanischer Gottesdienst! Ach, dass wir dreinfahren könnten mit den deutschen Kernliedern wie ein Elias! Aber in diesem Meere seichter Musik gerät unser Schifflein auf Sand! Drum hinaus an Gottes Luft und Sonne!

Unser lieber Herr Prof. Dr. Spaeth brachte uns nach unserm Wagen zurück, der die ganze Zeit auf der Strasse gewartet hatte, und im Trab ging es nach unserm geliebten, schönen, friedlichen Drexel-Home zurück. Hier pflegen wir nach einer lebhaften Aussprache über das Erlebte, in unsern schönen hohen Zimmern bis 7 Uhr der Ruhe, um gegen acht Uhr wieder frisch in der Emanuels-Kirche zu stehen. Wir fanden die schöne, geräumige Kirche dicht gefüllt, an 2000 Menschen sollen da gewesen sein.

Dies Zeichen der Anerkennung für die Art und Weise unsres Singens gab uns die nötige Freudigkeit und die Stimme streifte die Mattigkeit ab, die an diesem Sonntag bei uns Vieren sehr fühlbar war, hatten wir doch nun schon 14 Tage ohne Unterlass gesungen, am Tage und abends. Aber, wenn Herz und Gemüt mutig und fröhlich gestimmt sind und der Blick auf alle die vielen, erwartungsvollen Gesichter fällt, da kann man auch einmal über Ermüdung hinweg singen. Gleich beim ersten Liede fühlten wir „es geht", und sehr warm und infolgedessen zündend sangen wir unser „Festzeitenprogramm."

Die christlichen Festzeiten.

Weihnacht.

1. „Wohlauf gen Bethlehem!" Aus dem 15. Jahrhundert.
2. „Geboren ist Emanuel" von **M. Prætorius.** (1571).
3. „Heil'ge Nacht, ich grüsse dich" von **J. W. Franck.** (1651).

Ostern.

4. „O Haupt voll Blut und Wunden" von **Joh. Seb. Bach.** (1685).
5. „Christ ist erstanden". Mel. aus dem 12. Jahrhundert.
6. „Zwei geistliche Lieder" von **A. Becker.** († 1899).

Pfingsten.

7. „Siloahs Wasser“ von **R. Bartmuss.** (Dessau).
8. „Nun preiset alle“ von **A. von Löwenstern.** (1648).
9. „Cherubim-Hymne“ ven **A. Bortnianski.** (1782).

Trinitatis.

10. „Ich will dich lieben“ von **Balthasar König.** (1739).
11. „Herz, lass dein Sorgen sein“ von **B. Röthig.**
12. „Bleibe bei uns“ von **L. Reichardt.** (1810).

Nach dem Konzert waren wir noch bei den lieben Pastor Gödels zu Gaste und verbrachten in gemütlichster Stimmung und Unterhaltung den Abend. Froh und dankbar gingen wir erst nach Mitternacht zur Ruhe. Es war immerhin ein anstrengender Tag gewesen: früh um acht Uhr von Portchester im Staate New-York bis Philadelphia in Pennsylvanien und hier in zwei verschiedenen Kirchen gesungen — und gegen ½12 Uhr nachts noch so aufgelegt, dass wir Sololieder von Schubert und Schumann sangen. Den andern Morgen führte uns die liebe Frau Oberin und „Dr. Bauer“ nochmals in das photographische Atelier zu Gutekunst, wo wir nochmals in allen möglichen Stellungen und einmal übers andre „recht freundlich“ abkonterfeit wurden. Zum letzten Male im freundlichen Schwesternkreise im grossen Speisesaale, das Mittagbrot verzehrend — dann noch-

mals ein Besuch des Soprans in der Klinik des geliebten Fräulein Dr. Bauer — ein Abschiedstässchen Mocca bei der lieben Frau Oberin — ein Abschiedslied von uns im herrlichen marmornen Treppenhause des Homes — und unter Thränen gings fort aus diesem Haus des Friedens, der rastlosesten Thätigkeit, voll Menschenliebe und Aufopferung. O, nie werde ich Dich vergessen, Du herrliches, gottgesegnetes Mary Drexel-Home, mit Deinem German-Hospital — noch sehen wir Dich, geliebter Dr. Bauer, mit Deinem schlichten Scheitel, Deinem sanften, echt weiblichen Wesen, in Deinem weissen Gewande, die zarten weichen Hände, — die soeben an 60 Kindern operiert, verbunden, gestreichelt hatten, (denn was Deine rechte Hand schmerzen musste, das liebkoste die linke) — zusammen verschlungen!

Eine begeisterte Freundin gab dem Quartett als Abschiedsgruss nachstehende Verse mit auf den weiten Weg, die sinnig an „das geistliche Volkslied", eins unsrer Programme, anknüpfen.

„Lasset uns singen die Gnade des Herrn!“
Singet, ja singet! wir hören Euch gern,
Lauschen mit Andacht den holden Klängen,
Stärken den Glauben an Euern Gesängen.

Singt uns noch mal von der güldenen Sonne!
Füllet uns wieder die Herzen mit Wonne,
Wenn Euer Lied mit dem Waldsängerlein
Jubelnd sich schwinget zum Himmel hinein!

Dass es der traurigen, armen Seele
Nicht an Erlösung, an Trost mehr fehle,
Kündet es froh, seit Christ auferstanden,
Sind wir erlöst aus des Todes Banden!

Er unsre Burg, unsre Wehr, unsre Feste,
Wir einst im Himmelssaal selige Gäste,
Wo uns ein Ringlein von purem Gold
Gott Selbsten schenkt, und ein Engelspiel hold.

Willkommen uns heut! O, singet uns wieder
All Eure frommen, trostreichen Lieder!
Gott Selbst ist mit Euch, drum lauschen wir gern,
Wenn Ihr uns singt von der Gnade des Herrn!

Nach dem Westen.

Am 22. Oktober nachmittags 4 Uhr treten wir die grosse Reise von 5 Wochen nach dem Westen an. Herr Prof. Dr. Spaeth und Herr Pastor Gödel begleiteten uns an den Bahnhof und gaben uns die herzlichsten Segenswünsche mit auf den weiten Weg.

Anfangs durch den Fair-Mount-Park fahrend, erreichen wir bald das liebliche Chester-Thal, den besten Ackerbaudistrikt Nordamerikas. Nach Ueberschreiten eines Höhenzuges gehts abermals in Windeseile ins Thal, der Zug fliegt hinab, es dunkelt — uns gruselts — da pfeift die Lokomotive und stoppt mitten im schnellsten Fahren. Zwei Axen am Vorwagen haben sich heiss gelaufen und erfüllen den Wagen mit Rauch. Schnell sind die Arbeiter bei der

Hand, die den heissen Theer aus den Axen entfernen und die Räder mit kaltem Wasser begiessen. Nach ½stündigem Aufenthalte wird die letzte Strecke nach

Lancaster

ohne Störung zurückgelegt. Hier werden wir von Pastor Mayser und Organist Benkert erwartet. Die Damen logieren bei jenem, die Herren bei diesem. Die Pastorenfamilie mit dem in aller Handarbeit so praktischen Pastor, der gemütstiefen Pfarrfrau, der lieblichen Tochter — den Sohn hatten sie als 26jährigen verheirateten Mann vor 4 Wochen begraben — hat uns besonders eingenommen. Das Konzert im Opernhause ist sehr gut besucht — 1000 Personen — und wird frisch durchgeführt. Als Beifallskundgebung erhebt man sich hier von den Sitzen. Ein Herr vom Balkon bittet laut um Zugabe des Liedes: „Bleibe bei uns", das er tags vorher gehört hatte.

Der nächste Morgen, Dienstag, 23. Oktober, vereinigt uns in der prächtigen Zions-Kirche, der schönsten, die wir bis jetzt in Amerika gesehen haben, zu einem Liede für die trauernde Pastorenfamilie.

Nach dem Mittagessen schaffen uns zwei Wagen mit Sack und Pack wieder zum Bahnhofe, die Reise geht weiter nach

Harrisburg,

der Hauptstadt Pennsylvaniens. Auf der Fahrt nach H., bis wohin uns Pastor Mayser von Lancaster begleitet, tritt nach lauter sonnigen Tagen Regen ein — erquickend! Kurz vor Harrisburg erreichen wir den breiten, seichten, felsigen Susquehanna-River. Am Bahnhofe erwartet uns Herr Past. Pfuhl und der Redakteur der deutschen Zeitung, beide bringen uns in unser Quartier zu Herrn Organist Zehme, einem liebenswürdigen, noch jungen Organisten (Schüler des Leipziger Konservatoriums und speziell von Prof. Dr. Papperitz) und seiner fast noch liebenswürdigeren Frau, einer geborenen Leipzigerin, die sichs beide ausbedungen hatten, uns Leipziger in ihrem gemütlichen, traulichen Heim zu beherbergen. Um 8 Uhr ist das Konzert im grossen Saale der Handelskammer. 1000—1200 Personen füllen den Raum. Obschon wir nach den Strapazen der letzten Zeit mit Bangigkeit ans Werk gehen, gelingts, Gott Lob, über Erwarten gut. Die Hörerschaft ist begeistert, erhebt sich einmal ums andre

von den Plätzen, verlangt auch am Schlusse noch die „Feste Burg.“ Bis 12 Uhr hält uns das Abendessen in lieber deutscher Gesellschaft (darunter die Schwester unsres Geh. Kirchenrats D. Pank, die sich ganz besonders an unserm Singen erfreut hat) bei Organist Zehmes beisammen. Als wir am nächsten Morgen, Mittwoch, den 24. Oktober früh 10 Uhr wieder erscheinen, haben sich schon Freunde eingefunden, die uns auf einem Gange durch die Stadt begleiten. Harrisburg ist die Residenz, (Hauptstadt) von Pennsylvanien, d. i. der Sitz des Gouverneurs. Die Stadt hat ca. 60 Taus. Einw. Das Hauptgebäude ist das Capitol, auf einer Anhöhe die Stadt beherrschend, mitten in schönen Anlagen, die von lauter grauen Eichkätzchen belebt werden, und mit dem Blick auf den hier 1 Meile breiten Susquehanna. Nach dem Mittagessen bei den lieben, herzlichen Pastor Pfuhls (Frau und Tochter geben uns noch reizende Andenken mit) — müssen wir 12,55 aufbrechen nach

Altoona (Pa.).

Nach herzlichem Abschiede am Bahnhofe gehts dann im Parlor-Car, in dem jede Person

einen Dreh-Sessel hat, durch das herrliche Susquehanna-Thal hinauf. Der bunteste Laubwald mit seinen vielfarbigen Schattierungen entzückt unser Auge auf dieser Fahrt. Bald wendet sich die Bahn links vom Susquehanna ab und steigt im Thale des „Blauen Flusses“ aufwärts. Dieser Fluss spricht mit seinem gelben Wasser allerdings seinem Namen ebenso Hohn, wie mancher deutsche, z. B. die „schöne blaue Donau.“ Höher und höher steigt die Bahn in den Bergen hinan. Bunter und bunter schmückt sich der Wald. In dieser Herrlichkeit mit dem Blicke in fruchtbare Thäler, auf gewaltige Höhen, gewerbreiche Anlagen merken wir kaum, dass wir bereits 3 Stunden ohne Halt gefahren sind. Gegen 4 Uhr laufen wir in den Bahnhof von Altoona ein und werden von Herrn Pastor Boecele und Herrn N., einem guten Deutschen, erwartet und ins nahe Hôtel „Schmitt House,“ das ein Leipziger, Namens Thieme, bewirtschaftet, geleitet.

Die Aufführung ist abends 1/2 8 Uhr in der Kirche, einem schönen, dichtgefüllten Raume und hat „die Festzeiten“ zum Inhalt. Es kommt wohl von den Entbehrungen an guter, deut-

scher Musik, welche die lieben Deutschen hier haben, dass sie immer sagen, sie hätten noch nie so singen hören. Aber auch die Amerikaner bekennen dasselbe. So hat ein solcher aus Philadelphia an einen Freund in Johnstown über unsre erste Aufführung in Philadelphia einen begeisterten Brief geschrieben, der sofort in den hiesigen Zeitungen veröffentlicht worden ist. Natürlich ist das Wasser auf die deutschen Mühlen und macht volle Häuser. Am Vormittag, den 25. Oktober, Donnerstag, holt uns Herr Pastor Boecele gegen 10 Uhr zu einem erquickenden Gange durch den Park ab, der etwa eine Meile von der Stadt mitten in den Bergen liegt. Harzblicke öffnen sich hier dem Auge. Am Ausgang überreicht der Gärtner, ein Deutscher aus Lunzenau, den Damen noch Blumensträusse. Früh Morgens hatte uns schon ein junges Mädchen einen prächtigen Rosen- und Chrysanthemumstrauss ins Hôtel gebracht; sie war auf dieser Spazierfahrt dabei. Bald nach dem Mittagessen müssen wir das gewerbreiche Altoona („die grösste Lokomotivenfabrik der Welt“ ist hier, die in 3 Tagen eine Maschine fertig liefern kann) verlassen, um auf hochinteressanter Fahrt auf der sogenannten

„Hufeisenkurve“ hinüber über die Berge (Alleghanies) nach

Johnstown (Pa.)

zu gelangen. Diese Stadt liegt eingekeilt in enger Bergschlucht und wurde vor 11 Jahren durch Wasser, das aus einem Reservoir 9 Meilen oberhalb der Stadt brach, völlig zerstört; 5000 Menschen wurden in den Fluten begraben. Hier nimmt uns Pastor Erdmann in Empfang. Die Stunden vor dem Konzert waren der Ruhe gewidmet. Das Konzert in der Zionskirche abends 8 Uhr war wieder ausgezeichnet besucht, von ca. 800 Pers., mehr hatten nicht Platz. Unser Standort vor dem Altare war durch Blumen und grüne Blattpflanzen von einem deutschen Gärtner lieblich geschmückt. Nach der Aufführung lernten wir im gastlichen Pfarrhause liebe deutsche Landsleute kennen, Herrn Bader, bei dem der Tenor wohnt, Herrn und Frau Stahl, eine treuherzige liebe Hessenfamilie, die den Bassisten beherbergt. Wir Damen sind im Pfarrhause einquartiert. Der nächste Morgen, Freitag, den 26. Okt. macht uns mit der Stadt, ihren Bewohnern und ihrer Umgebung bekannt. Johnstown ist eine Kohlen-

und Eisenstadt von 40,000 Einwohnern. Es liegt in 200—300 m. hohen Bergen eng eingebettet. Ein Teil der Stadt hängt an den Bergwänden. Hier und da sind noch Spuren der Wasserflut zu sehen. Eine Drahtseilbahn führt 200 m. hoch hinauf auf die Berge. Wir benutzen sie, um unsern Bassisten, der dort oben bei dem Kunstgärtner Stahl einquartiert ist, eine Morgenvisite abzustatten. Welch köstlicher Blick auf die Stadt und ihre Umgebung thut sich dort dem Auge auf — entzückend! Und welch liebe Leute lernen wir in den biederen, hessischen Landsleuten kennen! Der Mann kam nach der Wasserflut als Gärtner hierher und hat sein Glück gemacht. Eine wunderschöne Gärtnerei, ein reizendes Haus sind sein eigen. Hier auf lichter Höhe liegt auch der weite Friedhof. Man schaut von ihm weit in die Lande — bis in den Himmel. Ein schönes Denkmal ist den in der Flut Umgekommenen errichtet, 800 leere Grabsteine bezeichnen die Gräber der damals unbekannt gebliebenen Ertrunkenen. Hier heissts: „Hut ab, zum Gebet“ — wir stimmen unwillkürlich an „O Welt, ich muss Dich lassen“ — ein ergreifender Moment auf amerikanischer Erde!

Nach dem Mittagessen bei Stahls nehmen wir den Rückweg per pedes den Abhang hinunter, wandern durch die Stadt und werden dabei von einer Menge deutscher Landsleute herzlich angesprochen um der gestrigen Aufführung willen.

Auch Amerikaner, Aerzte, Musiker, etc. geben ihre Sympathien kund. Der „Demokrat," die englische Ortszeitung, bringt eine sehr gute Besprechung der Aufführung. Dann gehts ans Abschiednehmen im lieben Pfarrhause. Alle unsre Wirtsleute geleiten uns zum Bahnhofe. Dort wird mit dem Kodak noch schnell ein Bild von ihnen genommen und fort geht die Fahrt das Thal hinab nach

Jeannette (Pa).

Jeannette ist ein ganz junger amerikanischer Ort, kaum 11 Jahre alt, hat aber schon ca. 13 Taus. Einwohner. Den Namen hat es von der Tochter des Begründers, einem Millionär, der hier eine der „grössten Glasfabriken der Welt" anlegte, die 3000 Arbeiter beschäftigt. Die Stadt liegt in einem kleinen Thale und ringsum an kahlen Bergen verstreut. Sie macht den Eindruck der ungebundenen Liederlichkeit.

Das schreit und pfeift aus Fabriken und Lokomotiven ohrenzerreissend. Sie gleicht auch in der Bevölkerung einem rohen, ungebändigten amerikanischen Jungen. Was lässt sich hier für unser Singen erwarten? Zwar hat Herr Pastor Dietz, ein biederer Bayer, alle Anstrengungen gemacht, die Sache vorzubereiten, aber er ist von den englischen Pastoren im Stiche gelassen worden. Wir singen abends 8 Uhr im „Opernhause“ (einem kleinen, dunklen Raume) die „Festzeiten.“ 300 Hörer mögen anwesend sein, darunter eine Anzahl kleiner Kinder auf dem Arm der Mütter. Ein Säugling gleich vorn in der 2. Parquetreihe macht laut — endlich singen wir ihn zur Ruhe und er schlummert sanft an der Mutter Brust während des Konzerts. Die übrigen Kinder konnten wir leider auch durch unsre schönsten Melodien nicht bändigen. Am Schlusse hielt Pastor Dietz noch eine Dankansprache an die Hörer und Sänger, die ein andrer Pastor ins Englische übersetzte. Möchten doch auch hier unter so schwierigen Verhältnissen Herzen für Gottes Reich und Sache gewonnen worden sein!

Das Abendessen nehmen wir in unserm Hôtel „Marien“ ein — d. h. wir bekommen vom

Wirt, der ein Sachse ist, aus Gnade und Barmherzigkeit noch was zu essen, denn in Amerikanischen Hôtels isst man nur zu bestimmten Stunden. „Wer nicht da sass, der nicht mit ass.“

Sonnabend, den 27. Oktober ist der erste Rasttag auf der grossen Reise, d. h. wir haben kein Konzert. Da schlafen wir denn bis 10 Uhr— und bekommen natürlich kein Frühstück mehr, das giebts nur von 7—½9 Uhr. So werden einige Aepfel gekauft und auf einer Wiese fidel verzehrt, bis um 12 Uhr der Lunch winkt.

Nachmittags fahren Pastors mit uns per Street-Car nach Greensburg. Hier lernen wir wieder einmal einen um die Präsidentenwahl aufgeregten Pöbel kennen.

Die ganze Stadt befindet sich wie im Aufruhr, die Strassen stehen voll von Menschen, die nichts zu thun haben als zu johlen, mit kleinen Trompeten zu tuten, mit Bändern und Schleifen umherzuziehen. Selbst die Damen tragen vielfach die Bandschleifen „ihrer Candidaten.“ Die Amerikaner sind doch ein lautes Volk. Dem Uneingeweihten schwindelts unter ihnen.

Abends sind wir noch ein Stündchen in Pastor Dietzens Familie bei einem Glase Wein versammelt.

Gott sei Dank für diesen Ruhetag! Er that uns allen wohl. Sollen wir doch am morgenden Sonntag früh in Jeannette — nachm. in Brushton und abends in Pittsburg singen. Walt's Gott!

In den Wahl-Unruhen.

Wer keine amerikanische Präsidentenwahl mit erlebt hat, der weiss nicht, was Volks-Rumor ist. Nirgends reimt sich „Wahl“ und „Qual“ mehr auf einander als in Amerika. Wochen und Monate vor dem Wahltermine werden die Massen aufgewiegelt. Begeisterte Redner reisen durch das Land. Auf offnen Bühnen in den Strassen der Städte halten sie ihre zündenden Reden. Musikchöre durchziehen Abend für Abend die Städte. Wie oft haben sie uns den Anfang unserer Aufführungen unmöglich gemacht oder grelle Misstöne hineingebracht! Eines Abends — es war in Columbus — ertönte $^3/_4$ Stunden lang eine Dampfpfeife in unserer unmittelbaren Nähe auf dem Tone g. Da zu singen und in der Ton-

art zu bleiben, war oft ein wahres Kunststück. Der Amerikaner trägt bei der Wahl seine Meinung offen zur Schau. Das Bild seines Kandidaten trägt er wie einen Orden auf der Brust, oder er behängt die Fenster seiner Wohnung damit. Hunderte von Feuern loderten am Wahltage in den Strassen der Stadt Pittsburg auf, in denen wie auf Scheiterhaufen die Bilder der missliebigen Kandidaten verbrannt wurden, während die Jugend unter wildem Gejohle um die Feuer tanzte. Und die Erwachsenen? — Sie ziehen zu Tausenden allabendlich durch die Gassen, eine Anzahl Kuhglocken hinter sich herschleifend! johlend, pfeifend, tutend, dass man in den Wohnungen sein eigenes Wort kaum hört. Arbeitervereine rotten sich zusammen und ziehen unter dumpfem Trommelwirbel von einem Ende der Stadt zum andern. Hier beleuchtet roter Fackelschein die Gesichter mit unheimlichem Lichte. Dort fahren Raketen über die Köpfe hin, Platzpatronen explodieren krachend auf dem Pflaster. In manchen Strassen ist es unmöglich, durch den Menschenknäuel sich hindurchzuwinden — wir müssen Seitengässchen benutzen, um zum Bahnhofe zu kommen. Hier

werden ganze Strecken des hölzernen Fusssteiges fortgerisssen oder mutwillig zertreten, dort die hölzernen Treppen von den Thüren weggetragen, Fensterläden ausgehangen und was des Unfugs mehr ist. Wehe dem, der der sich darüber beschweren wollte; er würde nur Hohn und Spott davon haben. Das ist amerikanische Freiheit! Es bangt einem, wenn man daran denkt, wie's hier einmal werden wird, „wenn sich die Völker selbst befreien," wenn dieser Pöbel, „losgelassen, wachsend, ohne Widerstand durch die volkbelebten Gassen wälzt den ungeheuren Brand." Vom amerikanischen Boden möchte man mit dem Dichter sagen: „Die Erde ist gewaltig schön, doch sicher ist sie nicht!" In unserm Hôtel in Pittsburg bediente am Wahltage ein zwölfjähriger Junge den Elevator. „Wollen sie up oder down (auf oder ab)?" fragte das Bürschchen, und auf unsere Antwort „down" machte es die Bemerkung: „Also denselben Weg, den Mc. Kinley heute geht". Mochte der Junge auch mit seiner Prophezeiung reinfallen, so zeigt dies Beispiel doch, wie tief das Wahlfieber ins Volk eindringt. Selbst ernste Leute werden von ihm erfasst. So er-

zählte mir ein Pastor, dass er in der Nacht nach der Entscheidung und dem Siege Mc. Kinleys mit seinen beiden Töchtern unter die Fenster seines Nachbars gegangen sei und ihm, der sein politischer Gegner, aber sonst sein lieber Freund war, eine Katzenmusik gebracht habe. Uebrigens legt sich die gegenseitige Erregung augenblicklich mit dem Siege der einen Partei. Die sich tags vorher noch bitter befehdet, drücken sich am nächsten Morgen freundschaftlichst die Hand — und warten, bis nach 4 Jahren die Reihe an sie kommt, zu triumphieren. Und damit der Sache auch die heitere Seite nicht fehle, werden nach der Wahl die unsinnigsten Wahlwetten ausgetragen. Da wird einer um Mitternacht auf einem Schubkarren durch die Stadt gefahren. Dort sitzt einer 12 Stunden lang auf dem Dachfirst eines Hauses. Wieder wo anders fährt einer im Narrenkostüm auf der Street-Car oder wäscht einen Monat lang seiner Gegnerin das Küchen-Geschirr auf. „Kindereien!“ — würden wir sagen. Der Amerikaner liebt sie und hat seine mehr oder weniger harmlose Freude an ihnen. Uns Ausländern zwingt der ganze Wahlrumor manches

Kopfschütteln ab. Sonderlich bei unserer ernsten Arbeit hat er uns oft gestört und die „Stimmung“ beeinträchtigt. Die Konzerte in den nächsten acht Tagen standen unter dem Eindrucke und Einflusse der „Wahlunruhen“.

So kommt der Sonntag, der 28. Oktober. Nach einer durch Lärm und Pfeifen vielfach gestörten Nachtruhe wandern wir gegen 10 Uhr zum Kirchlein, dem kleinsten, für das wir in Amerika sangen. Und ob sich auch kaum 50 Personen eingefunden, wir singen fröhlich drei Reformationslieder, der Pastor verliest den 46. Ps., es wird eine Kollekte eingesammelt — dann ist „die Kirche aus“. Eine von mir angeregte liturgische Ausgestaltung des Gottesdienstes wurde leider abgelehnt. Um 11 Uhr bringt uns der Zug nach

Brushton,

einer Vorstadt von Pittsburg, wo wir nachm. 3 Uhr in einer englischen Kirche auf Anregung des Pastor Schubert, der zur Missouri-Synode gehört, singen sollen. Ein junger, echter Amerikaner, die Hände in den Hosentaschen, seinen Gummi kauend, holt uns hier ab und bringt uns, da der Pastor noch im

Gottesdienst ist, ins bescheidene, aber trauliche Pfarrhaus. Viele Pastoren kleinerer Gemeinden müssen sich hier sehr nach der Decke strecken, die ihnen die Gemeinde webt. Nachdem wir das echt deutsche, schmackhafte Mittagessen im Pfarrhause eingenommen (der herzliche Pastor ist ein Sachse, — Schönecker Kind —) pflegen wir noch ein Stündchen der Ruhe, dann singen wir, (das Programm wird deutsch und englisch angekündigt), die „Festzeiten". Das Kirchlein ist von 250 Hörern dicht gefüllt. Die ganze Feier macht einen würdigen Eindruck. Pastor Schubert spricht so sinnig und herzlich über die deutschen Lieder, dass uns das Herz warm wird und jedes Lied warm beseelt dem Munde entquillt. Doch die Zeit drängt, wir müssen per Street-Car über Pittsburg nach

Alleghany.

Dort sollen wir ½8 Uhr abends im englischen Gottesdienste des Herrn Pastor Schuh, der uns nach Pittsburg gerufen hat, singen. Die Kirche ist prächtig, obschon, wie alle hier zu Lande, inwendig hölzern und „belegt". Zu unsrer grossen Freude hören wir hier 4 Cho-

räle, natürlich mit englischem Text: „Herr Jesu Christ“ —, „Allein Gott“ —, „Herr, wie du willst“ —, „Ein feste Burg“ —. Nur schade, dass die Gemeinde sie lange nicht so lebhaft mitsingt, als wie die englischen Weisen. Wir aber jubeln fröhlich in unsrer Muttersprache mitten in die englischen Gesänge hinein: „Ich lag in tiefer Todesnacht“ — „Ein feste Burg“ und „Sei getreu“.

Die englische Reformationsfestpredigt von P. Schuh war herrlich, kurz und erbaulich, uns Deutschen durch ihre Deutlichkeit im Ausdruck und Mienenspiel mehr verständlich als durch die Worte. Nach kurzer Begrüssung im kinderreichen Pfarrhause bringt unser Wagen uns in unser Quartier zu Mr. Ahlers, einem deutschen Geschäftsmanne, Arve Street 112, wo wir 2 Tage wohnen dürfen. So wären wir denn Montag, den 29. Okt. in Pittsburg, der Smoking-City, der „grössten Rauchstadt der Welt.“ Alleghany ist nur durch den Fluss Monongahela von Pittsburg getrennt. Beide Orte haben zusammen ½ Mill. Einwohner, dazu viele Hunderte von Eisen- und Stahlfabriken und die „grössten Kohlenlager der Welt“. 15—20 Meilen ziehen sich diese auf Kähnen

an den beiden Flüssen Alleghany und Monongahela, die zusammen den Ohio bilden, hinauf. Als Beleuchtungs- und Heizungsmaterial wird hier das aus der Erde strömende und in gewaltigen Gasometern gesammelte Naturgas verwandt. Den grössten Teil des Jahres bedeckt dichter, schwarzer Rauch die Stadt, ganze Strecken des Flusses sind mit einer Russkruste überzogen. Die Bevölkerung besteht meist aus Arbeitern. Die Jugend ist ungebändigt. Bengel bewerfen abends wiederholt unsre Kutsche mit Sand. Haufen von jungen Burschen ziehen nächtlicher Weile mit Kuhglocken, Tuten, Fackeln und Fahnen durch die Stadt und vollführen einen schauderhaften Lärm. Das nennen sie Wahlreklame! Um so schöner und freundlicher ist unser Quartier bei Ahlers (Sopran, Tenor und Bass) und dessen Schwiegersohne Bergmann (Alt), wo uns kein Gutes mangelt. Um so erhebender sind auch die Konzerte am Montag-Abende in der Carnegie Hall in Alleghany vor 2000 Hörern und am Dienstag-Abende, dem 30. Oktober, in der presbyterianischen Kirche in Pittsburg bei Pastor Dr. Geisinger vor 1200 Hörern. An letzterem Orte hörten wir in der Liturgie, die unserm Pro-

gramm voranging und folgte, einen der englischen, guten Kirchenchöre (Doppelquartett), der für eine wöchentliche Probe und zweimaliges Singen am Sonntage mit 16,000 M. jährlich bezahlt wird. Der Kirchenchor singt — natürlich englisch — sehr schön. — Unsre Damen verteilen sofort etliche ihrer entzückenden Rosen an die Sängerinnen des Chores, denn hier in Pittsburg und Alleghany sind Sopran und Alt des Quartetts mit prächtigen Blumen, darunter Riesenbouquets von gefüllten Veilchen, überreich beschenkt worden. Auch einige Kranke erhielten solch liebliche Blumen von ihnen. Hier lernten wir auch eine hochinteressante Orgel kennen. An Stelle der Windkanäle giebt es nur eine einzige luftdicht verschlossene Windkammer, deren Wände sich wie eine Ziehharmonika bewegen und aus der alle hier mündenden Pfeifen mit komprimierter Luft gespeist werden. Die Orgel ist wie die ganze Kirche das Geschenk eines reichen Kaufmanns.

Nachdem wir den Kranken und den Alten im Hospital noch etliche Lieder gesungen, die grosse Carnegie Hall (Konzerthaus) in Pittsburg und die prachtvolle Blumen-

ausstellung unter freundlicher Führung von Pastor Schuh besucht hatten, gings Mittwoch, den 31. Oktober mittags weiter nach Wheeling (W. Va.).

Doch noch ein drittes Mal müssen wir in Pittsburg singen — acht Tage später — da die Geistlichen der Missouri-Synode in der „alten City-Hall“ noch eine Aufführung veranstalten. Mag die Reise von Dayton wieder zurück nach Pittsburg auch mehr als ½ Tag in Anspruch nehmen, mag die Fahrt von Pittsburg nach St. Louis, dem nächsten Konzertorte auch ca. 320 M. kosten, das Wagnis wird unternommen. Und auch diesmal ist die grosse, 2000 Hörer fassende Halle gut besetzt. Während draussen eine tobende Menschenmenge (es ist am Vorabende der Wahl) die Strassen durchzieht, wirds im Saale ganz still, von Herz zu Herzen spinnen sich die Fäden, und die Begeisterung einerseits und die Andacht andererseits webt aus ihnen jenes unsichtbare Band, das die Menschen unter einander und mit dem Himmel verbindet: „Selig im Glauben“ —. Mit deutschen Musikern und Pastoren verleben wir den noch übrigen Teil dieses Abends und den nächsten Tag. Manches Lied steigt noch

„aus voller Kehl und frischer Brust“. Pittsburg hat in seinem Organisten Arxer (ausgebildet in Berlin a. d. Institut für Kirchenmusik) und in seinem Liedersänger Niessen (einem Schüler des Leipziger Konservatoriums) zwei Kräfte, wie man sie in Amerika selten findet. Hier hörte ich auf der Orgel zum ersten Male wieder „Bach“ spielen, und das war schön. Ebenso unvergesslich werden uns die Schubert-Lieder sein, die deutschem Sängermunde seelenvoll entquollen, unser Herz mit Heimatwonne erfüllten. Freunde, Ihr habt eine hohe Mission in Amerika! Haltet die deutsche Kunst hoch und in Ehren gegenüber der englisch-amerikanischen Leierkastenmusik. Noch habt Ihr im Osten und Westen Eures Landes, in den Staaten New-York, Pennsylvanien und Massachusets, bis Missouri und Wisconsin treue Helfershelfer. Noch ist es Zeit! In einem Menschenalter dürfte es zu spät, dürften die deutschen Kernweisen sonst verschwunden sein. Ihr steht auf dem Boden einer tausendjährigen Geschichte der Kirchenmusik. Amerika hat keine Musikgeschichte, nur geschmacklose Liebhaberei.

Wheeling (im Staate West-Virginia).

Die Fahrt am Mittwoch, den 31. Okt., von Pittsburg, wo uns Pastor Schuh und Pastor Geisinger noch so liebenswürdig zur Bahn bringen, nach Wheeling (3 Stunden) ist insofern interessant, als wir hier an vielen hundert Erdölquellen vorüberfahren. Unter Holzdächern sind Dampfmaschinen aufgestellt, die das Oel aus dem Erdboden in grosse Behälter pumpen. An einigen Stellen soll das Oel in Flussstärke aus dem Boden quellen, sodass man's kaum fassen kann. Amerika ist eben noch ein jungfräuliches Land, in dem der liebe Gott seine milde Hand noch sichtlich aufthut. Ich habe hier oft den 104. Psalm lesen müssen. Ganz reizend wird die Landschaft, sobald wir wieder an den Ohio kommen. Dieser Fluss mit seinem grünen Wasser, mit seinen bergigen Ufern, an denen auch die Rebe blüht und ein feuriger Wein gedeiht, hats den deutschen Einwanderern vor hundert Jahren angethan. Viele, die vom Neckar kamen, blieben an seinen Ufern. In Wheeling nehmen uns vier Herren in Empfang, zeigen uns die Kirche und bringen uns per Wagen in unser Quartier; Sopran

und Tenor zu Pastor Werder, Alt und Bass zu Herrn Weissgerber. Ein feines, teils englisches Publikum füllt das Gotteshaus am Abénde. Die Aufführung vom kleinen Chor-Raume neben Altarplatz und Orgel aus frischem Grün heraus geht so frisch, dass uns selbst das Herz überquillt. Wir sangen:

Das geistliche Volkslied.

Alt-deutsch.

1. „Ein alt Lob- und Freudenlied" aus dem 12. Jahrhundert.
2. „Engelspiel" von **Heinr. von Laufenberg.** 1421.
3. „Gottes Edelknabe" aus dem 15. Jahrhundert.

No. 1 (angeblich von einem Kreuzfahrer einem morgenländischen Sklaven abgelauscht und mit nach dem Abendlande gebracht) ist eine jener unsterblichen Melodien, die man singen wird, so lange Christen auf Erden wohnen. No. 2 und 3 sind alt-deutsche Volksmelodien aus dem 15. Jahrhundert, die ihre Lebenskraft bis heute u. a. dadurch bewiesen haben, dass sie von den bedeutendsten Forschern (Wackernagel, Erck, Zahn, Arnold, Riedel u. a.) immer wieder ans Licht gezogen worden sind.

Reformatorisch.

4. „Ein' feste Burg" von Dr. **Martin Luther.** 1529.
5. „O Welt, ich muss dich lassen." Satz von **Heinr. Isaak.** 1500.
6. „O Haupt voll Blut und Wunden", Satz von **L. Hasler** (1554), **J. Crüger** (1662) und **Seb. Bach** (1750).

No. 4. ist wohl das in der evangelischen Christenheit bekannteste Lied, also in Wahrheit Volkslied. No. 5., eine Volksmelodie aus dem 15. Jahrhundert, ursprünglich auf den weltlichen Text „Innsbruck, ich muss dich lassen" gesungen, wurde 1539 durch Umdichtung des Textes kirchlich. Auch No. 6, lag ursprünglich ein weltliches Volkslied „Mein Gemüt ist mir verwirret" zu Grunde. Kirchlich seit 1613. Beide Melodien, (No. 5 und 6), sind besonders durch Paul Gerhardts Texte „Nun ruhen alle Wälder" und „O Haupt voll Blut und Wunden" unverlierbares Eigentum des evangelischen Volkes geworden.

Böhmisch-mährisch.

7. „Feldgesang der Taboriten" aus dem 15. Jahrhundert.

8. „Lobpreis auf Christum"
9. „Mahnung an die Gläubigen"

} aus dem Gesangbuch der böhmisch-mährischen Brüder. 1531—1616.

„Das Gesangbuch der böhmisch-mährischen Brüder enthält köstliche, nie genug zu rühmende Gesänge voll glaubensstarker Frömmigkeit, strafenden Ernstes, innigsten Flehens, gottseliger Freude." „In diesen Melodien liegt etwas, das wir wohl lassen müssen, weil wir es nicht haben" (Herder). Es ist begreiflich, dass diese Lieder in der Zeit des dreissigjährigen Krieges viel gesungen worden sind.

Neu-deutsch.

10. „Die güldne Sonne" von **G. Ebeling.** 1666.
11. Einladung zum Lobe Gottes." Melodie von **A. E. Kopp.** 1717.

12. „Die Seele vor der Himmelsthür“ aus dem 18. Jahrhundert.

Die geistlichen Volkslieder neuerer Zeit gewinnen zwar an Gefälligkeit, verlieren aber dafür an Tiefe. Inwieweit sich die geistlichen Lieder unsers Jahrhunderts (Ab. P. Schulz, Breidenstein, Drese, Benecken u. a.) als Volkslieder bewähren werden, bleibt abzuwarten. Die neueste Zeit bedient sich vielfach wieder der weltlichen Volksmelodie mit Unterlegung geistlicher Texte („Ihr Kinderlein kommet“; „Ich will dich erheben“); benutzt wohl auch fremdländische (englische) Melodien zu volkstümlicher Erbauung.

Die deutsche Zeitung schreibt am nächsten Morgen: „Es war einzig schön“ — als Ueberschrift über ihren Artikel. Und ein sinniger Kritiker urteilt darüber wie folgt:

Wheeling, W. Va., 31. Okt. 1900.

Ueber die Eindrücke des gestern abend hier abgehaltenen Konzertes des „L. S.-Qu. f. K.“ erlaube ich mir einige Gedanken niederzuschreiben. Das Programm behandelte „Das geistliche Volkslied“, von dem Thibaut sagt: „Der guten Volkslieder ist das Himmelreich.“

Nach all den Lobeserhebungen der verschiedensten Zeitungen sind wir allerdings mit hohen Ansprüchen in dieses Konzert gekommen. Wir erwarteten etwas zu hören, das uns wie auf Adlersflügeln erheben und wie ein Gebet stärken sollte. Als das Quartett sich erhob, begann es in der grossen Kirche ruhig zu werden, und als das erste Lied „Christ ist erstanden“ verklungen war, da herrschte jene feierliche Stille im Gottes-

hause, die man bei den Gottesdiensten, ach, so oft vermisst. Wo so ein Lied die Herzen zur Andacht stimmt, da ist nachher wirklich etwas von jenem „Rede Herr, denn dein Knecht höret“ zu verspüren. Ja, wenn wir derart unsere Predigten intoniert bekämen! Erhabener Gedanke! Später kam Luthers Schlachtgesang an die Reihe, eine gute Fügung am Thesenabend von Wittenberg. Wir verspürten etwas von jenem Kögelschen Ausspruche: „Wenn der Protestantismus geharnischt einherfährt, „Ein feste Burg ist unser Gott“ u. s. w., dann wird jedesmal ein zweifaches klar: Zum ersten — nicht bloss der evangelische Wortlaut, auch die Melodie, die so hebt und weckt und wandelt, muss inspiriert sein. Heinrich Schütz ruft begeistert aus: „Ich muss bekennen, dass ich etliche der alten Melodien mehr von den himmlischen Seraphinen erdichtet halte als von Menschen.“ Zum andern — wo ist eine zweite erziehende Macht, die so wie Gesangbuch und Choral auch in die letzte Hütte dringt und treu dem Wandersmann in die Fremde folgt! Und wenn es Kögel als ein Desiderium hinstellt, dass der Choral, das grosse Erbe der evangelischen Kirche, gepflegt werde, so verstanden wir seinen Wunsch, als es mit anbetender Inbrunst an unser Ohr drang: „O Haupt voll Blut und Wunden“ aus der Bachschen Matthäuspassion. Hier hätte für mich das Konzert beendet sein können. Höher können menschliche Empfindungen nicht wiedergegeben werden, als es durch diesen Gesang geschah. Und das sagen wir im Angesichte der Thatsache, dass wir die Bachsche Matthäus-Passion nicht zum ersten Male hören. Diese 4 Sänger sangen mit Leib und Seele. Kögel hat ganz recht, wenn er

an der Bachschen Matthäus-Passion alles lobt, aber dann fortfährt, „aber am schönsten ist doch die Inbrunst des flehenden Chorales „Wenn ich einmal soll scheiden“. — Aus dem reichhaltigen Programme möchte ich nur noch eine Nummer hervorheben: „Die güldne Sonne.“ Dieser Rhythmus gestern abend war formvollendet, eine wirklich ideale Wiedergabe eines rhythmischen Chorals. Es war alles ein Kunstgenuss höherer Art, ein Gottesdienst im höhern Chor.

Lassen Sie mich schliessen mit einem Worte Kögels: „Ich bestreite den englischen Hymnen nicht ihren Wert, aber mit dem deutschen Chorale können sie es nicht aufnehmen.“ Und die Sänger des Leipziger Quartetts sind Meistersänger des evangelischen Chorals. H.

Donnerstag, den 1. November ist Rasttag, da Lancaster (Ohio) abgesagt hat und nach Columbus kommen will. Uns auch recht, da können wir der Ruhe pflegen, und unsre Altistin kann sich von ihrer Magenaffektion im Bett kurieren. In der schwäbischen Pfarrersfamilie ists auch gar so gemütlich. Die kleine neunjährige Ella ist gleich Kammerzöfchen. In ihren Augen „lugt alles so schön aus“ — der zwölfjährige Karl hat einen solchen Dauerlauf ausgeführt, um das Quartett zu begrüssen, dass er vom Mittagessen aufstehen muss und krank wird, murmelt aber von seinem Lager aus immerwährend: „Ich gehe aber heute

Abend ins Konzert.“ — Ein 22jähriger Sohn ist geschäftlich thätig in einer Eisenfabrik, echt amerikanisch angehaucht, pflegt aber gute Musik in seiner Freizeit. Die liebe Pfarrfrau ist das fürsorglichste Hausmütterlein, von ihrer lieben Schwester darin unterstützt. Der Pfarrer selbst, seit 1852 am Orte, ist ein biederer Schwabe von echtem deutschen Schrot und Korn; er zeugt als eine stolze Säule von hier vielfach verschwundener Pracht deutscher Sinnesart. Da man uns an jedem Orte das Interessanteste zeigen will, so wird am Nachmittage die grosse Schweineschlächterei von Schenk, einem deutschen Gemeindegliede, besucht. In der Stunde 200 Schweine schlachten, zerteilen und in Wurst verwandeln, ist eine Kleinigkeit. 2800 Schinken hängen in der Rauchkammer. Im September allein wurden 5000 Fässer Fett nach Deutschland exportiert. In ihrem reizenden Heim kredenzt Fr. Schenk einen Labetrunk, dann wird das „Altenheim“ besucht und „zu Dreien“ (ohne Alt) Quartett gesungen, bis uns der Abend bei Herrn Weissgerber mit vielen Landsleuten und dem deutschen Kirchenchore vereinigt, der uns einige echt amerikanische Kirchenlieder vor-

singt, gut im Vortrag, aber armselig im musikalischen Inhalt.

Da unser Alt wieder auf den Beinen ist, revanchieren wir uns mit etlichen Quartetten. Beim Abschiede werden noch einige deutsche Choräle angestimmt und last not least die deutsche und amerikanische Nationalhymne. Bei letzterer beschenkt man uns mit amerikanischen seidenen Fähnchen. Dann verabschieden wir uns mit deutschem Händedruck. Freitag, den 2. November, früh 10 Uhr sind wir reisefertig nach

Columbus (Ohio).

Bald verlassen wir den Ohio-River (dieser fliesst nach Süden dem Mississippi zu) und fahren durch Hügelland, bis wir das wohlgepflegteste Ackerland erreichen. Saubere Ansiedelungen, grünende Aecker, Eichen- und Buchenhaine zeugen von deutschem Fleisse und Ordnungssinn, der hier seit 100 Jahren waltet. Auf den gestrigen kurzen Regen ist wieder Sonnenschein gefolgt — eine herrliche Fahrt!

Columbus gehört zu den schönen Städten Amerikas. Schon das Bahnhofsgebäude ist

einzig schön in seiner Marmor-Pracht. Die breiten Strassen werden des Nachts durch elektrische Glühlampen, die sich an eisernen Bogen von einer Strassenseite zur andern winden, geschmackvoll erleuchtet. Am Bahnhofe stehen (in den Mittelstädten ist das hier eine Seltenheit!) Droschken, sogar ein Automobil. In letzterem fahren wir „im Selbstgefühle der Neuzeit“ unsern Quartieren bei Pastor Rohl und Mrs. Beck zu. Dort erquickt uns ein deutsches Mittagsmahl und eine darauf folgende mehrstündige Ruhe. Was sagte ich — Ruhe? Die gabs eigentlich auf dieser Reise, wie auf so mancher anderen, nicht. Denn, wenn nicht zu singen war, dann gabs zu schreiben. Das Komitee in Philadelphia bekam jeden Tag einen kurzen Bericht. Die lieben Kinderlein daheim, die teuren Eltern und Geschwister, der liebe Kirchenchor erhielten jede Woche eine ausführliche Reisebeschreibung.

Tausend Grüsse (wörtlich zu nehmen!) flogen per Postkarten nach der deutschen Heimat. Dazu kam eine mit den Freunden des Quartetts in Amerika sich immer mehr ausdehnende Korrespondenz. Konnten alle diese schrift-

lichen Arbeiten am Tage in unsern Quartieren nicht erledigt werden, so musste die Nacht und die Zeit während der Eisenbahnfahrt zuhülfe genommen werden. Oft habe ich mir buchstäblich die Finger wund geschrieben. Vielleicht haben sich unsere lieben Gastgeber manchmal über unser zurückgezogenes Leben gewundert. Sie wussten ja nicht, welche Liebe sie uns anthaten, wenn sie uns „ruhen“ (das bedeutete in den meisten Fällen „schreiben“) liessen.

Das Konzert in Columbus fand abends 8 Uhr im Theatersaale der Handelskammer statt. Erscheint uns ein Bühnenraum ohnehin als ein für unsere Programme wenig geeigneter Ort, so kam hier noch die Störung durch die schon erwähnte Dampfpfeife hinzu. Ferner waren hier zum ersten Male das Programm und die Texte unserer Gesänge mit Geschäftsanzeigen durchsetzt. Später haben wir auch das ertragen lernen, im Augenblicke aber nahm mirs alle Stimmung. Man bedenke, dass neben dem Texte „O Haupt voll Blut und Wunden“ ein Zahnkünstler seine künstlichen Gebisse in Wort und Bild anzeigt, dass neben dem „Christwiegenliedlein“ in einem

Bilde (die Mutter badet ihr Kind) die „beste Seife der Welt“ angepriesen wird! „Ländlich, sittlich“ ist auch die Defiliercour von Bekannten und Unbekannten, die sich an jedes Konzert anschliesst. „Ich wollte Ihnen bloss einmal die Hand schütteln“ — so klingts auf Deutsch und Englisch, dass wir Mühe haben, all der Liebe und Güte gerecht zu werden. Wieviele Gesichter gehen da jeden Tag am Auge vorüber! Wieviele Aufträge werden uns mit in die Fremde und in die Heimat gegeben! Freilich: wie viele Segenswünsche begleiten uns auch auf die weitere Reise! So heissts auch hier: „Man muss dem lieben Gott für alles danken.“ Während des fröhlichen Beisammenseins im traulichen Pfarrhaus Rohl, wo die liebliche „Esther“ schon Hausmütterchen spielt, werden der Frau Pastorin, die durchs kranke Baby ans Haus gefesselt ist, und einer gelähmten Nachbarin noch etliche Lieder gewidmet. Dann winkt die Nachtruhe. Am nächsten Morgen besuchen wir noch das Staatsgebäude mit seinem Kuppelbaue. „Hier müsste es gut klingen!“ — Da ertönen auch schon die ersten Akkorde. Die draussen in Menge beschäftigten Arbeiter legen Hammer

und Kelle weg und eilen herzu, die Passanten stehen still und entblössen ihr Haupt — das Staatshaus wird zur Kirche, die hundert Hörer bilden eine feiernde Gemeinde mitten im Getriebe des Alltagslebens.

Streiflichter auf Haus, Kirche und Schule.

Sonnabend, den 3. Nov. vorm. 12 Uhr traten wir die Weiterfahrt nach

Dayton (Ohio),

an. Dieser Ort ist wohl nächst Philadelphia für uns der Inbegriff von Lieblichkeit und herzlicher Aufnahme in Amerika. Am Bahnhofe holen uns die Herren Pastor Hecht und Gebrüder Rogge mit ihren Geschirren ab nach ihren Wohnungen, d. h. nach ihren prächtig ausgestatteten Villen ausserhalb der Stadt mitten in natürlichen Waldanlagen. Pferde und Wagen stehen uns hier jederzeit zur Verfügung. (Hei, wer jetzt reiten könnte!) Dabei sind die Wirtsleute, biedere Hannoveraner, die eine Wagenradfabrik

besitzen, ebenso wie ihre 8 Kinder von einer rührenden Herzlichkeit, sodass sie uns bald zu Vater, Mutter und Geschwistern werden. Gebrauchen doch alle im Verkehre die Anrede „Ihr“ und „Du“, wie man's hier gewohnt ist. Die beiden Brüder sind eine leibhaftige Verkörperung von Ps. 133. Einmal meinten sie, „sie hätten in ihrem Leben noch kein Wort miteinander gewechselt“ soll heissen, sie hätten noch keinen Wortwechsel, keinen Zank gehabt. Stundenlang haben wir abends in dieser lieben Familie gesessen, spielend, singend, schwärmend von der deutschen Heimat. Der Deutschamerikaner hat einen ausgesprochenen Sinn für Häuslichkeit. Auch der weniger Bemittelte sucht zu einem eigenen Häuschen zu kommen. Sein Heim richtet er sich dann so behaglich als möglich ein. Mit Teppichen wirds von unten bis oben ausgelegt. Eine Menge Schaukelstühle laden zum süssen Nichtsthun ein. Die sanitären Einrichtungen sind vorzüglich. Kehrt der Vater, der vielleicht an einem weit entfernten Orte arbeitet, Sonnabend-Mittag (am Sonnabend-Nachmittage wird nicht gearbeitet) zu seiner Familie heim, dann bringt er wohl allerlei Ausstattungsstücke mit. „Schmücke

dein Hein", diese Mahnung ist hier vielfach schon zur That geworden. Trotz Mangel an Dienstboten haben die Frauen in Amerika doch ein behaglicheres Leben als bei uns: Die Sorgen ums tägliche Brot treten ihnen weniger nahe. Ihr Wirkungskreis ist verinnerlicht, enger gezogen, wird dafür aber höher gewertet. Nennt man doch Amerika geradezu „das Land der Frauen". Die Erziehung der Kinder ist scheinbar eine weniger strenge. Der Eigenwille kann sich breiter machen, aber auch die Eigenart. Man behandelt die Kinder von früh auf als selbstständige Persönlichkeiten, trotzdem, oder gerade darum bleiben sie länger Kinder. Wir haben gefunden, dass in christlichen Häusern auch auf dem Boden grösserer Freiheit doch eine sehr gesittete, ehrerbietige, liebe Jugend aufwächst.

Der Anblick fremder Kinder ruft uns freilich immer ein wehmütig Erinnern an die eigenen daheim wach. Dann schluckt unsere Sopranistin schnell ein paar Sehnsuchtsthränen hinunter und kost mit den fremden, als obs Hansel, Walter und Liesel wären. In Ermangelung eines weissen borgt sie sich auch wohl einen Augenblick eins der schwarzen Babies,

die hier zu Lande ganz reizend aussehen. Die Negermutter sieht lachend zu. — Geduld, ihr Lieben daheim, und Geduld, du unruhig Herz! Schon ist die Zeit unserer Rückfahrt bestimmt: Am 11. Dez. dürfen wir uns mit der „Lahn“ nach der lieben Heimat einschiffen.

Für unsre Aufführungen ist in Dayton im Voraus so viel Interesse vorhanden, dass der folgende Sonntag sofort mit einem zweiten Konzerte besetzt wird. Die erste Aufführung in der grossen Pauluskirche ist sehr gut besucht. Einfache Ankündigung am Schlusse derselben genügt, um das Gotteshaus am nächsten Tage zum zweiten Male bis auf den letzten Platz zu füllen. Dieser Tag (4. Nov.) ist ein Sonntag, er wird hier als Reformationsfest gefeiert. Seit langer Zeit hören wir wieder eine deutsche Predigt und zwar eine herrliche, bekenntnistreue. Wir stimmen drei Reformationslieder an. Am Nachmittage besuchen wir anlässlich einer Ausfahrt den „Christl. Verein j. M.“ Die Versammlung war ganz und gar englisch. Aber, mochten wir auch in verschiedenen Zungen reden, im Liede fanden sich die Herzen. Ich werde nie vergessen, mit welch weihevoller Andacht der Praeses die 3 Strophen von

„O Haupt voll Blut und Wunden“ in englischer Sprache vorlas, bevor wir sie in deutscher sangen.

Nach all der Liebe, die uns hier in Dayton wiederfuhr, ward denn auch der Abschied besonders herzlich gefeiert. Am Montage den 5. Nov. fanden sich eine Menge lieber Freunde, u. a. Pastor Müller und Frau, Pastor Hecht, Organist Riedel aus der Stadt zum Abschiedstrunke ein. Auf dem Bahnhofe flogen Blumengrüsse, Händedrücke und herzliche Küsse hin und her, bis der unbarmherzige Zug uns dem Gesichtskreise dieser lieben Menschen entführte. Gott segne sie alle! Das nächste Reiseziel, welches wir nach langer Nachtfahrt über Indianapolis am Dienstage, den 6. Nov. nachmittags 2 Uhr erreichen, ist

St. Louis,

die westlichste Stadt, die wir in Amerika berühren. Unmittelbar vor Einfahrt in den Bahnhof fahren wir auf hoher Brücke über den „Vater der Ströme“, den gewaltigen Mississippi. Er ist der grösste Strom, den wir gesehen, aber auch der schmutzigste. Wie dunkelbraune Lehmbrühe wälzt sich sein Wasser dahin. Es ist der Missouri, der ihm diese Farbe giebt, weil

er über lauter Lehmflächen fliesst. Gerade diese Farbe macht aber sein Wasser zu einem gesunden. Es wurde seither unfiltriert so gelb, wie's die Wasserleitung bringt, getrunken. Gereinigtes Trinkwasser (Eiswasser) muss man besonders verlangen. Da kann man die Sehnsucht vieler Deutscher, die hier einwanderten, nach „einem Trunke klaren Wassers" wohl verstehen. — Eine ungeheure Bahnhofshalle nimmt den Zug auf. Drei Herren: H. Pastor Kessler, Herr Siedholdt u. Herr Meyer, Sekretaire des Chr. V. j. M., empfangen das Quartett und geleiten es per Wagen in ein Privathôtel, Ecke Grand und Bell-Avenue. Von da aus besehen wir uns unser Konzertlokal für den nächsten Abend. Unser Bassist besucht seinen Cousin, soll aber nicht die erfreulichsten Erfahrungen dabei gemacht haben. Die Deutschen in Amerika verlieren nur zu leicht den Zusammenhang mit der alten Heimat.

Der erste Abend, der 7. Nov, in St. Louis war dienstfrei. Was hinderte uns, uns da einmal ein Konzert anzuhören, anstatt eins zu geben? Die Gelegenheit dazu war günstig. Es fand eben in diesen Tagen in St. Louis ein grosses Musikfest statt, veranstaltet von den

vereinigten Chören der Stadt in Stärke von 700 Sängern und Sängerinnen und einem Orchester von ca. 80 Mann in dem Colosseum in der Music-Hall. Das ist ein Raum, ähnlich einer alten Arena, mit amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen, der 15000 Menschen fasst. Leider war er an diesem Abend von kaum 1000 besucht. Zur Aufführung kamen u. a. „Leonoren-Ouv. № 3“ von Beethoven, „Gloria a. d. 12. Messe“ von Mozart und zwar sowohl im Chor wie im Orchester in höchst anzuerkennender Weise. Wie wir uns freuten an den deutschen Weisen! Wie wir der Solo-Sängerin und dem Flötisten lauschten, die das Duett aus „Lucia“ von Donizetti wunderbar schön wiedergaben. Dass sich neben uns ein Herr setzte mit den Worten: „Guten Abend!“ (man muss wissen, wie das klingt in einem fremdsprachigen Lande!) und sich im Gespräch als ein Musiklehrer aus Wien entpuppte, sei nur nebenbei erwähnt. Da wir keinen Hausschlüssel mit hatten und um zehn Uhr Thürschluss war, mussten wir leider den 2. Teil des Konzertes in den Mississippi werfen, d. h. „schwimmen“ lassen. Jedenfalls haben wir einen guten Eindruck von der ernsten Pflege deutscher Musik

in St. Louis bekommen, und uns gefreut an dem Geiste, der uns eint als deutsche Brüder, wo der Mississippi fleusst. Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 8. Nov., holt uns Herr Sekretair Meyer ab zu einer Fahrt durch die Stadt. Sie hat 300.000 Einw., ist aber so weit angelegt, dass man ihr die doppelte Zahl der Bewohner zutrauen könnte. Die Strassen sind unreinlich, selbst das Court-Haus (Stadthaus) macht einen vernachlässigten Eindruck. Das plötzliche Emporkommen („Blühen" kann man füglich nicht sagen!) der amerikanischen Städte scheint auch einen ebenso schnellen Verfall zur Folge zu haben. Es geht in den Städten wie auf dem Lande in Amerika: der Amerikaner macht sich alles nur soweit dienstbar, als es ihm zum unbedingten Lebensunterhalte notwendig ist, dann geht er aufs Geldverdienen aus. Der Boden bleibt massenhaft unbebaut, das Gebäude bröckelt ab, der Weg verfällt. Nur was unbedingt zum „Geschäft" gehört, wird, mags auch noch so roh und unschön sein — hergestellt. — In ganz Amerika sind z. B. die Telegraphenstangen unbehauene Baumstämme; fast keine steht gerade. Dem steht aber wieder die Pflege öffentlicher Anlagen

wohlthuend gegenüber. Die Menge von Bänken darin zeigt, dass der Amerikaner mehr spazieren sitzt, als geht. Wir fuhren hinaus nach Schau's Garten, d. i. eine grosse, botanische Anlage, die ein Junggesell, welcher seiner verstorbenen Jugendliebe treu geblieben, der Stadt geschenkt hat. Das Grabmal des Stifters (Schau) mit seiner auf dem Sarkophage ruhenden Marmorstatue, die er sich schon bei Lebzeiten hat fertigen lassen, ziert den Garten. Am Sarge steht das Motto: „Die Kenntnis der Natur führt uns zum Höchsten". — Wenn auch der Rede Sinn etwas dunkel ist, so ist doch die Sterbensfreudigkeit des Mannes bewundernswert. Es kann eben nicht bloss eine Waschfrau, sondern auch ein Millionär einmal Freude am Sterbehemde haben und ohne Furcht und Graun dem Tod ins Antlitz sehen. Den Nachmittag verbrachten wir ruhig in unsrer Pension. Das Konzert fand abends 8 Uhr in dem Opernsaale der Music-Hall statt und wurde „gemanagert" von Chr. V. j. M. Der Saal fasst 3000 Personen. Im Hinblick auf das gleichzeitig in demselben Hause im Colosseums-Saale stattfindende Konzert des Musikfest-Vereins hatten wir bange um den Besuch. Aber wie

staunten wir, den gewaltigen Raum dicht gefüllt zu sehen. Man hat das andre Konzert schliessen müssen und die Hörer zu uns geschickt. Da sang sich das „Volkslied“ (bei vorzüglicher Akustik) gar fröhlich. Unter den Zuhörern war ein Pastor aus der Farmergegend des Westens. Er schrieb etliche Tage darauf folgenden herzbeweglichen Brief:

. . . . . „Fürwahr, es reut mich nicht, nahezu 440 Meilen in jenen 2½ Tagen zurückgelegt zu haben; denn das Gehörte war weit mehr als ein Konzert, es war ein Gottesdienst, dem zuliebe ich noch viel mehr Zeit und Geld geopfert hätte. Erhoben und gestärkt kehrte ich in die Einsamkeit und Isoliertheit meiner weltentlegenen Landpfarre zurück, wo kaum einer begreifen kann, dass man um dieser 70 Minuten willen soviel Geld ausgeben kann. Nun halten meine guten Farmer ihren Pfarrer für einen Krösus, und werden sich hüten, sein Gehalt — Doll. 450 p. a. nach 8 jähriger schwerer Arbeit in Kirche und Gemeindeschule, die ich 9 Monate lang genau konform den public schools halten muss, um 50 Doll. zu erhöhen. . . . . .“

Nach der Aufführung hatten wir eben nur noch Zeit, einen Imbiss einzunehmen, dann

gings nachts 11 Uhr zum Bahnhofe, um mit dem Nachtzuge im „Sleeper“ über Chicago nach Milwaukee zu gelangen.

Freitag, den 9. Nov. früh 8 Uhr erreichen wir Chicago. Ein lieber Passenger-Agent, der von St. Louis telegraphisch benachrichtigt ist, geleitet uns zum Restaurant und besorgt uns ein vortreffliches „Breakfast“. Nach einer Stunde geht die Fahrt weiter nach

Milwaukee (Wisconsin),

der deutschesten Stadt von Amerika, die unter 250 Tausend Einw. mehr als die Hälfte Deutsche hat. Das giebt Heimatsgefühl ins Herz.

Am Bahnhofe erwartet uns ein lieber, freundlicher Herr, John Frank mit Namen, bringt uns in seiner Equipage nach dem „Republican-House“, dem besuchtesten Hôtel der Stadt.

Diesem lieben Herrn sonderlich haben wir den herrlichen Eindruck zu verdanken, den Milwaukee bei uns hinterlassen hat. Schon am Nachmittage fährt er mit seinen beiden Wagen vor, um in Begleitung seiner liebenswürdigen Gemahlin uns den „lac“ (Michigan-See) zu zeigen.

Wie köstlich ist's, am Ufer des blauen, unübersehbaren Wassers, durch den neu angelegten Juneau-Park vorüber an den prächtigen Villen zu fahren und dabei zu hören, wie die Stadt und ihre Schönheiten entstanden sind. Auf dem Heimwege besuchen wir die Kirche, in der wir abends singen sollen. Es ist die Plymouth-Kirche, ein runder Saalbau, amphitheatralisch aufsteigend, der weder Altar noch Kanzel hat und nur durch die Orgel seine ernste Bestimmung dokumentiert. Man erzählte uns, dass kurze Zeit vorher der Pastor dieser Kirche mit einem Zeitungsredakteur die Rollen getauscht habe, der Redakteur habe „gepredigt", d. h. gerade wie der Pastor in der Kirche am Sonntage eine Rede über Tagesfragen gehalten, während der Pastor auf der Office die Zeitung redigierte.

Warum wir nicht in einer andern Kirche sangen? Die Kirchen sind hier Eigentum der Gemeinden und oft von etlichen reichen Männern erbaut (Trustes), die dann auch das Verfügungsrecht über sie haben, und nicht dulden, dass Entree erhoben wird. Durch eine freie Kollekte glaubte man aber die Kosten nicht decken zu können. Auf diese Weise sind uns

manche schöne deutsche Kirchen in Amerika verschlossen geblieben.

Die kirchlichen Zustände in der amerikanischen Freikirche bieten überhaupt manches Interessante. Religion ist in Amerika Privatsache, d. h. jeder hat selbst für seine religiösen Bedürfnisse, für Gottesdienste und Seelsorge, wenn er sie überhaupt haben will, für die religiöse Erziehung seiner Kinder zu sorgen. Der Staat fragt darnach nicht und kümmert sich nicht darum. Daher sind auch die Staatsschulen in Amerika ohne Religionsunterricht. Wenn drüben ein Junge in der Staatsschule seinen Lehrer fragt: „Wer ist Christus?“ so darf der Lehrer, der vielleicht gerade ein gläubiger evang. Christ ist, nicht antworten: „Jesus ist Gottes Sohn, der Welt Heiland“, sondern er muss sagen: „Einige sagen, Jesus sei Gottes Sohn, andere sagen, er sei es nicht.“ Wollen also die kirchlichen Gemeinschaften ihre Jugend in ihrem Sinn erziehen lassen, so haben sie selbst für religiöse Unterweisung derselben zu sorgen. Das geschieht in den christlichen, d. h. in den englischen und deutschen, evangel. und katholischen Kreisen durch die Privatschulen, die sich jede Religionsgemeinschaft gründen

darf. Natürlich unterstehen diese in Bezug auf Kenntnisse und Fertigkeiten der Kontrole des Staates und müssen dieselben Ziele erreichen wie die Staatsschulen. Mindestens aber werden überall, wo die Mittel zu Wochenschulen nicht vorhanden sind, Sonntagsschulen eingerichtet, ähnlich unsern Kindergottesdiensten. Wie mancher deutsche Pastor einer kleinen, entlegenen Gemeinde hat da ausser seinem geistlichen Amte noch vollen Schulunterricht zu erteilen. Denn es gilt, Gott Lob, immer noch als das Ideal, Wochenschulen einzurichten, um in ihnen deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Glaubensleben zu pflegen, obwohl die praktischen Erfordernisse des Tages diese Schulen immer mehr zurückdrängen und in 1—2 Menschenaltern wohl ganz verschwinden lassen werden.

Die aus solcher Jugend herauswachsenden jungen Leute treten dann das kirchliche Erbe ihrer Väter an, werden „Seelen" der Gemeinde oder, wenn sie sich verheiraten, „Familien" der Gemeinde.

Die Jugend, d. h. die jungen Männer in der Gemeinde, sind nun meist englisch angehaucht. Passt ihnen in der kirchlichen Verwaltung das und jenes nicht, werden nicht genug Gottes-

dienste in englischer Sprache gehalten, flugs bilden sie, wenn sie nur etliche zahlungsfähige Mitglieder unter sich haben, eine neue Gemeinde, bauen sich auch eine neue Kirche, halten sich einen eigenen Geistlichen und schliessen sich wohl gar einer andern Synode an, d. h. einem mehr oder weniger freien Glaubensbekenntnisse. Diese Spaltungen gehen selten ohne heftige Streitigkeiten ab, schwächen die Muttergemeinde oft ganz empfindlich, oder hinterlassen auf Jahre und Jahrzehnte hinaus noch einen schmerzlichen Riss unter den Geistlichen und Volks- und Glaubensgenossen einer Stadt. Dabei darf man freilich nicht verkennen, dass die amerikanische Freikirche auch wieder manches Gute hat: Jeder Einzelne muss sich in Amerika seiner Zugehörigkeit zu irgend einer kirchlichen Gemeinschaft viel mehr bewusst werden als bei uns. Der kirchlichen Gleichgiltigkeit wird kräftigst gesteuert.

Der Geistliche sucht die ihm bekannt werdenden etwa neu zugezogenen Familien auf und sucht sie zum Beitritt zu seiner Gemeinde zu gewinnen. Um indifferente oder unentschiedene Familien entsteht, besonders wenn sie wohlhabend sind, oft ein wahrer Wetteifer

unter den Geistlichen. Zum andern wird die persönliche Teilnahme am Gemeindeleben, sonderlich die Opferfreudigkeit, in hohem Grade geweckt. Die Gemeindeglieder müssen sichs etwas kosten lassen, ihre Gemeinde zu erhalten, umsomehr, als die Gemeinden manchmal nur aus 20—30 Familien bestehen. Diese besolden den Pastor, wohl auch noch einen Lehrer, unterhalten ihre Kirche, bauen ein Pfarrhaus, eine Schule, versorgen ihre Waisen. Reiche Gemeindeglieder machen sichs zur Freude, der Gemeinde grossartige Schenkungen zu überweisen. Damit hängt freilich zusammen, dass die „Seelen“ nach ihrem „Gelde“ gewertet werden. „Die Familie ist 2 Mill., diese 4 Mill., jene 20 Mill. wert“ sagte mir ein Pastor. „Auf der ersten Bank sassen lauter Millionäre“ meinte ein anderer. Ob auch mancher „Thörichter“ unter diesen Reichen sass — ich weiss es nicht. Thatsache ist nur, dass diese Wohlthäter dann auch das Heft in den Händen haben und „päpstlich“ regieren. Mancher Pastor seufzt unter dem Regimente der „Trustes“. Steht sich der Pastor gut mit der Gemeinde, so geht die Gemeinde aber auch für ihn auf — da giebts mehrere hundert Dollar

zu einer Erholungsreise nach Europa, reiche Geschenke zu einem Jubiläum. Ein Pastor hatte die ganze Einrichtung in sein neues Pfarrhaus von Gemeindegliedern geschenkt bekommen. Bei alledem haben wir uns doch oft recht glücklich geschätzt, daheim einer geordneten Landeskirche anzugehören.

Der äussere Erfolg der beiden Konzerte in Milwaukee war mässig. Der Raum, in dem sie abgehalten wurden, „zog" offenbar nicht. Um so tiefer war der Eindruck, den hier die deutschen Lieder hervorriefen. Während der Aufführungen sollen viele geweint haben. Einige mussten den Saal verlassen, um ihrer Rührung Herr zu werden. „Herold" und „Germania" brachten die wärmsten Besprechungen, englische Blätter desgleichen.

Die „Germania" schreibt:

> Wer sich noch einen Sinn für die edle Kirchenmusik bewahrt hat, der hat, wenn er dem gestrigen Konzert des Leipziger Quartetts ferngeblieben ist, sich um einen seltenen musikalischen Genuss gebracht; denn reiner, harmonischer und ergreifender können jene wunderbaren Lieder, in denen begnadigte Sänger ihrem Gott Lob, Preis und Dank gesungen haben, nicht vorgetragen werden, als es gestern das Leipziger Quartett that. Vom ersten Liede an waren die Zuhörer unter dem Banne der köstlichen Musik, die

nicht nur das Ohr, sondern den ganzen Menschen ergriff und bis in sein Innerstes durchbebte, ja durchschauerte. In erster Linie kommt diese Wirkung auf Rechnung der unvergleichlichen Melodien selbst, in zweiter Linie jedoch auf die hoch künstlerische Vollendung, mit der das Leipziger Quartett diese Lieder vortrug, das nicht nur über geschulte Stimmen verfügt, die in wunderbarer Reinheit so ausgeglichen und harmonisch zusammenklingen, sondern das auch diesen Liedern den rechten Geist einhaucht, weil das Wesen der Sänger ganz und gar von dem Verlangen durchdrungen ist, „zu singen von der Gnade des Herrn".

Die Wirkung auf die Zuhörer war eine tiefe, wahrhaft erschütternde.

Diese Reinheit der Intonation, diese Klangfärbung und Zartheit, diese Schattierung, diese künstlerische Schulung — und dabei diese tief innere Erfassung und Empfindung! Und das unvergleichliche, wie ein Hauch sich verflüchtigende Pianissimo, mit dem manche Strophen ausklangen!

Die ganze Zuhörerschaft war aufs tiefste ergriffen: die Töne der geistlichen Musik, die Worte des Textes, die Persönlichkeit der Sänger — alles stimmte harmonisch zusammen.

Woher diese Wirkung?

Die Deutschen laufen drüben Gefahr, über den seichten englischen Weisen ihren deutsch-evangelischen Kirchengesang, ihre Choräle, zu vergessen, zu verlieren. Nun durften wir durch Gottes Gnade unsern Landsleuten einen Gruss

aus der alten Heimat bringen, ein Sehnen nach der ewigen Heimat erwecken. Das griff an's Herz! — Eine liebliche Geschichte, die sich in dieser Gegend zugetragen haben mag, und die den eben ausgesprochenen Gedanken illustriert, muss ich hier wiedergeben. Vor 40—60 Jahren lebte hier ein Indianer-Häuptling, der durch seine Raubzüge bekannt und gefürchtet war. Ein deutscher Farmer besiegte und vertrieb ihn. Funkelnden Auges rief ihm aber der Häuptling noch zu: „Ich werde dich ins Herz treffen"! Einige Monate darnach war plötzlich das jüngste, erst drei Jahre alte Töchterchen des Farmers verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vergeblich. Da kam von dem Indianer ein Brief des Inhaltes: „Dein Kind ist bei mir. Du sollst wissen, dass es noch lebt; aber ich werde es so erziehen, dass es dich nicht mehr kennt, nicht mehr nach dir fragt." Nach 15 Jahren ladet der Häuptling den Farmer ein, dass er sich seine Tochter hole, er dürfe sie mitnehmen, wenn ihn sein Kind erkenne. Der Vater kommt, aber die Tochter erkennt ihn nicht. Auch die ältere Schwester ist mit da — die Mutter war unterdessen gestorben — aber all ihr Zureden hilft nichts.

Die Jüngere versteht kein Wort deutsch mehr, sie spricht nur in der Indianersprache. Da nimmt der Vater mit Erlaubnis des Häuptlings sein Kind mit in sein Farmerhaus, zeigt ihm das Bild der Mutter, die Wiege, darin es gelegen, die Kinderkleidchen. — Alles umsonst. Kein Erinnern an frühere Zeiten! Eines Tages kniet die ältere Schwester am Bette der jüngeren und singt, wie einst vorm Einschlafen es die Mutter allabendlich that, den Vers: „Breit aus die Flügel beide“. Da fährt das Mädchen auf wie aus einem langen Traume und lauscht, und lauscht. Dann fällts ihm wie Schuppen von den Augen. Es ist plötzlich daheim. Das alte Lied hat ihm das Heimatsgefühl wieder gebracht.

Ist die Geschichte nicht wie eine Illustration zu den Worten:

> Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
> Klingt ein Lied mir immerdar?

Wie vielen gings so wie jenem Mädchen, als die Lieder aus ihrer Jugendzeit wieder erklangen: das alte Morgenlied „Die güldne Sonne“, die schöne Weihnachtsmelodie „Vom Himmel hoch“, der ergreifende Passionschoral „O Haupt voll Blut und Wunden“. Da fühlten

sie sich wieder daheim in ihrem Dorfkirchlein des Schwarzwaldes oder der schwäbischen Alp. Ein Pastor meinte, er habe seine junge Frau nicht mitgebracht, weil er fürchte, sie würde zu starkes Heimweh bekommen, Aber es war ein seliges Weh, welches die Deutschen drüben überkam, das die Herzen in die Höhe zog; ein Heimweh, wie es der Dichter besingt: „Hätt ich Flügel, flög ich über Thal und Hügel heute noch nach Zions Höhn".

Sonnabend, den 10. November, fährt unser liebenswürdiger Herr Frank abermals mit seinen Rappen vor, bringt uns zur deutschen Paulskirche, wo wir etliche Lieder anstimmen, (wie schade, dass hier nicht unsre Konzerte stattfanden, wohin gewiss mehr Deutsche gekommen wären, als in die englische!) und von da zum deutschen Hospitale. Schnell werden hier die transportablen Kranken zur Kapelle gefahren oder getragen, andere kommen gehumpelt, die Thüren der Säle werden weit geöffnet, damit das „Engelspiel", „Die güldne Sonne" und „Herz, lass dein Sorgen sein" in alle Räume und Herzen klingen können. Abends fand das zweite Konzert in der Kirche statt.

Sonntag, den 11. November, lag frischer Schnee auf Wegen und Stegen und erinnerte uns nicht wenig an die Heimat mit ihren Winterfreuden — an einer Schneeballschlacht nehmen übrigens auch die amerikanischen Kinder gern teil, wovon wir uns durch Erfahrung überzeugten. Nach kurzem Kirchgange mit herzlichem Gedenken an das Amt und all die Lieben in der Heimat, gings vormittags 11 Uhr mit der St. Paul-Bahn nach

Watertown,

von Herrn Prof. Dr. Notz von dort in Milwaukee abgeholt und an den Bestimmungsort begleitet. Es ist eine hochinteressante Gegend, die wir in den 2½ Stunden durchfahren. Hier im Staate Wisconsin waren vor 30—40 Jahren die Indianer noch ansässig. Viele Ortsnamen erinnern noch an sie, so: Milwaukee = klares Wasser! Heute sind sie von den deutschen, meist pommerischen und mecklenburgischen Einwanderern, bis in den äussersten Norden und Westen des Staates zurückgedrängt worden, wo ihnen von der Regierung ihre Aufenthaltsorte (Reservationen) angewiesen

werden, und wo man sie, um ihren Raubzügen Einhalt zu thun, gut versorgt. Ihre Kinder werden von der Regierung erzogen, fallen aber meist wieder in das Naturleben der Eltern zurück. Nur auf den Bahnfahrten haben wir hier und da Indianer zu sehen bekommen. Wohl aber hat mit ihrem Rauschen uns manche Eiche gegrüsst, unter der sie in ihrem Wigwam ihre Friedenspfeife rauchten. Dass sich die Nord- und Ostdeutschen gerade diese Gegend für ihre Ansiedelungen aussuchten, ist erklärlich, denn keine Gegend mag sie wohl so an die mecklenburgische und pommersche Seenplatte erinnert haben, als die westlich von Milwaukee mit ihren lieblichen Waldseen, leichten Anhöhen und sanften Buchenwäldern. „Pommersche Gänsebrüste" sind denn auch hier keine Seltenheit, nur heissen sie hier „Watertowner Gänse" und sind als solche landbekannt. Dass sie vortrefflich munden, hat uns das Dinner bei Prof. Notz und Prof. Weimar (wo Alt und Bass einlogiert waren) bewiesen.

Die Aufführung in W. fand nachm. 3 Uhr in der Aula des College (Universität) statt und war für den kleinen Ort (40,000 Einw.)

überreichlich und von feinem, auch englischem Publikum besucht.

Unmittelbar nach dem Konzerte mussten wir das freundliche Städtchen mit seinen „warmen“ Landhäusern, in denen die Kunst eine so ernste Pflege fand (Dr. Notz malte und seine älteste Tochter, Lehrerin einer öffentlichen Schule in Milwaukee, spielte wunderschön) verlassen, um nach Milwaukee zurückzufahren und dort am Abende einer Einladung zu Familie Frank zu folgen. Hier lernten wir ausser den Familienangehörigen, von denen uns besonders der 14 jährige Rudolf mit seinem Phonographen und seinen selbst gesammelten Indianerschaustücken interessierte, den bedeutenden Musikpädagogen Prof. Böppler kennen, einen bescheidenen, lieben, für reine Kunst hochbegeisterten Mann kennen; er lud uns für den nächsten Morgen ins Konservatorium ein. Manch Lob auf Deutschland und manch Lied aus der Heimat wurde an diesem Abende gesungen — doch die Hufe der feurigen Rappen scharrten um Mitternacht draussen vor der Thür und luden zu fröhlicher Heimfahrt ein. Mit einem „Bleibe bei uns“ verliessen wir dies liebe, deutsche Haus.

Montag, den 12. November. Eigentlich war's eine recht materielle Aufgabe, die uns an diesem Morgen erwartete, aber sie gehört so eng zum Bilde von Milwaukee, dass wir uns ihr nicht entziehen mochten: die Besichtigung der Bierbrauerei von Pabst. Zwei Stunden währte der Aufenthalt, aber während dieser Zeit sahen wir so viel Grossartiges an Fleiss, Arbeitskraft, Intelligenz, dass das Auge die maschinellen Anlagen und der Geist die in Zahlen ausgedrückte Produktivität dieser grössten Brauerei der Erde kaum fassen konnte. Sehr fasslich war nur der gute Trunk, der jedem Besucher am Schlusse gratis gereicht wird, „Rheingold" würden ihn die Walküren und selbst Wotan nennen. — Heute kam die Kunst einmal nach den materiellen Genüssen an die Reihe, denn von der Brauerei gings ins Konservatorium der Musik, einer wenn auch äusserlich bescheidenen, so doch innerlich gediegenen Anstalt. Schnell wurden Lehrer und Schüler im Saale versammelt. Leichter und schöner ist wohl selten ein alter Satz erklungen als in diesem prächtig akustischen Raume. Selbst Prof. Mittelschulter, der berühmteste Orgelspieler von St. Louis,

konnte seine herzliche Freude nicht verhehlen. Eine amerikanische Staatsschule mussten wir in dieser Stadt auch noch sehen. Herr Frank verschaffte uns den Eintritt in eine solche. Es war $\frac{1}{2}$12 Uhr, der Unterricht also in vollem Gange. Unter Führung des Direktors besuchten wir mehrere Klassen, von den kleinsten 8jähr. Schülern bis zu den grössten 16jähr. Die Lehrerinnen — nur solche trafen wir an — waren alle fleissig an der Arbeit, die Kinder, in jeder Klasse ca. 45—50, waren artig, höflich bei aller Freiheit in der Bewegung. Ein kleiner Negerjunge freute sich sichtlich über unsere Liebkosungen.

Gewundert habe ich mich darüber, wie zusammenhängend die Kinder antworteten — ein Wort der Lehrerin regte sie zu ausführlichen Sätzen und längeren Reden an. Ob der Grund in der guten Fragestellung der Lehrerin oder in der Gewandtheit der Schüler lag, vermochte ich, da der Unterricht englisch erteilt wurde, nicht zu beurteilen. Der Unterricht in den amerikanischen Schulen ist durchaus anschaulich. Anschauungsmittel sind in Kästen und an den Wänden vielfach angebracht. Alle 4 Wände der Klassenzimmer

sind in mittlerer Höhe mit 1—1½ m hohem, schwarzen gepressten Pappstoffe belegt, der zu schriftlichen oder bildlichen Darstellungen reichlich ausgenutzt wurde. U. a. war das Wort Biegung (wahrscheinlich in der deutschen Rechtschreibung) angeschrieben worden, aber daneben auch ein scharfgeschwungener Bogen und ein Schwanenhals gemalt — man sah die Biegung. Eine gleich grosse Anschaulichkeit zeigen die Unterrichtsbücher, besonders der Atlas, der nicht nur horizontal und vertikal Gliederung etc. prächtig zeigt, sondern auch Völker-Typen, sowie Landeserzeugnisse trefflich darstellt. Hier und da waren kleine praktische Einrichtungen zu bemerken. — An der rechten Seite jeder Bank hing eine schwarze Ledertasche für Papierreste. Die Tischplatten waren ohne Unterbrechung bis oben leicht geneigt. Reinlichkeit zeichnete die ganze Schule, jeden Raum aus. An einigen Schulen soll die Einrichtung bestehen, dass die Kinder mit Musik, die abwechselnd die guten Klavierspieler unter den Schülern ausführen, das Schulhaus verlassen — auch nicht übel.

Da zeigte die Glocke den Schulschluss an. Ich war begierig, wie sich diese, mir bisher als

ziemlich ungebunden bekannte, amerikanische Jugend benehmen würde. Schüler und Schülerinnen sassen bis in die obersten Klassen, also bis zum 16. Lebensjahre, in einem Zimmer, jedes auf einer einsitzigen Bank, vor- und hintereinander bald Knaben, bald Mädchen. Still erhoben sie sich, grüssten durch leichtes Neigen des Kopfes oder stramme Haltung, die Mädchen traten auf der linken, die Knaben auf der rechten Seite der Treppe einzeln an, auf einen Wink der Lehrerin gings ruhig die Treppe hinunter — wie weit, das weiss ich nicht, aber im Schulhause selbst habe ich keinerlei Lärm oder Rennen gemerkt. Ich bekam ordentlich Respekt vor einer Erziehungsweise, die ohne jede körperliche Strafe, oft nur durch einen Blick so auf gute Zucht und Ordnung hält.

Jedenfalls sind wir aus dieser Schule hochbefriedigt hinausgegangen.

Wo See und See die Hand sich reichen.

Nach zweistündiger Bahnfahrt am Michigan-See hin erreichen wir am Nachmittage des 12. November

Chicago,

die zweitgrösste Stadt der Vereinigten Staaten, mit 2 Mill. Einwohnern, von denen ca. ½ Mill. Deutsche sind. Diese Zweimillionenstadt ist in einem Zeitraume von 70 Jahren entstanden. Durch den grossen Brand 1871, der ca. 18000 Häuser in Asche legte, wurde aus der hölzernen eine steinerne Stadt, die jetzt das grösste Eisenbahncentrum und die zweitgrösste Handelsstadt der Union ist. An Umsatz in Getreide, Holz, lebendem Vieh und verpacktem Fleische ist Chicago die erste Stadt der Welt. Wer hätte

nicht schon von den ungeheuer grossen Schlächtereien gehört, in denen allein 10 Millionen Schweine alljährlich ihr Leben lassen müssen! Es gehören starke Nerven dazu, die dabei notwendigen sinnreichen Einrichtungen zu bewundern. Wir verzichten gern auf den Anblick, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird und sind ordentlich dankbar, dass uns die Zeit hier etwas kurz zugemessen ist. Es dunkelt bereits, als wir zwischen den gigantischen Geschäftshäusern durch das Gewühl in den Strassen, das nur in New-York seinesgleichen findet, zu unserem Hôtel „Luzern“ am Lincoln-Park und Michigan-See fahren. Von unsern Erlebnissen in Chicago möchte ich am liebsten schweigen; sie bestanden zumeist in Missverständnissen mit unserm stockamerikanischen Führer Pastor L. Wir hätten manchmal aus unserer deutschen Haut fahren mögen und er wahrscheinlich ebensogern aus seiner amerikanischen. Ich werde die Augenblicke nie vergessen, wo wir die verschütteten 1000 Programme zwischen den Hufen der Pferde und den Wagenrädern zusammenlasen, wo der gute Pastor seine englische Rede immer wieder von vorn anfing, obwohl uns der Boden unter

den Füssen brannte, wo beim Supper und Breakfast immer das Gegenteil von dem aufgetragen wurde, was wir bestellt hatten, wo wir endlich nach einer Besuchsfahrt zu unserm lieben Herrn B. aus Leipzig beinahe den Zug versäumten und den rechten Train verfehlten. Wäre nicht ein lieber Leipziger, Herr Baumeister E. am Abend und der liebe Arzt des Augustana-Hospitals am Morgen hilfreich eingetreten, wir wären am Ende heute noch nicht aus den Chicagoer Wirren heraus — oder wir hätten in kurzer Zeit so perfekt englisch sprechen lernen müssen, dass uns selbst ein Pastor L. verstanden hätte. Für all dies Nebensächliche entschädigte uns jedoch die wundervolle St. Pauls-Kirche, in der wir abends vom Orgelchore aus im Angesichte der Gemeinde mit Wonne singen durften. Somit wars in Chicago dennoch schön! Eine General-Correspondenz nach der lieben Heimat (200 Postkarten mit Ansicht — in Amerika eine Seltenheit —) hielt uns bis früh in die 3. Stunde bei der Arbeit. Nach kurzer Ruhe verscheuchten wir am nächsten Morgen den lieben Kranken im Augustana-Hospitale noch die Wolken von der Sonne des Lebens durch einige Lieder. Mancher liebe Bekannte giebt

uns noch einen Gruss mit an die lieben Eltern in der Alten Heimat, so unser Herr B. aus Leipzig, der junge Pastor L. aus Zwankau u. m. a. Mittags 12 Uhr tritt „Schluss dieser anglo-germanischen Versammlung“ ein. Der „Empire“, der vorn an der Lokomotive das prahlende Schild trägt „der schnellste Zug der Welt“, entführt uns in kurzer Zeit nach

Fort-Wayne.

Hier ist das Quartett bei der lieben deutschen Familien Curdes, Paul und Peters einquartiert. Die Aufführung abends 8 Uhr in der „Musikhalle“ ist überfüllt. Selbst die Bühne, auf der wir singen, ist vom Publikum dicht besetzt. Das ist zwar ein „erschwerender Umstand“, aber die Freude an der Arbeit macht ihn bald vergessen. So gehts, Gott Lob, auch hier „von Herzen zu Herzen“.

Mittwoch, den 14. November. Der Tag ist winterlich kalt. Eine leichte Schneedecke überzieht die Fluren. Nach einem Besuche der Instrumentenfabrik von Packart & Co. wird gemeinsam das College besucht, um den dortigen Studenten, die als „singfaul“ verschrieen sind, einige Lieder vorzutragen. Uns ist's eine

Freude, in dem akustisch guten Saale vor den vielen erwartungsvoll glänzenden Jünglingsaugen singen zu können. Dann gehts in Carrierre zum Bahnhofe, von wo uns der Train in 4 Stunden nach

Toledo

bringt. Hier empfangen uns eine Anzahl Pastoren, u. a. die beiden Veranstalter der Konzerte: Pastor Meyer und Pastor Hamfeldt. Zunächst nimmt Pastor Meyer das Quartett in seinem Hause gastfreundlich auf. In seiner Kirche singen wir am Abende die „Meistersinger". Da unter seinem Vorsitz eben eine Pastoralkonferenz abgehalten wird, habe ich an diesem Abende und am nächsten Morgen mehrere Stunden lang Vortrag zu halten über unsre deutsch-evangelische Kirchenmusik und finde in den lieben Geistlichen, die weit aus der Umgegend hergekommen sind, die aufmerksamsten Zuhörer. Aeusserst begierig ist ein junger Mann. Seine Sprache verrät ihn bald, er ist auch einer von denen, die man „Lausitzer" nennt, heisst Thieme, ist „aus Cunewalde bei Bautzen". Da werden denn nach Herzenslust Heimat-Erinnerungen ausgetauscht, bis die Mitternacht näher zog.

Am Donnerstag, den 15. November, werden wir ausquartiert, die Damen kommen zu Pastor Hamfeldt, unser Bassist zu Herrn Hoppe und Tenor zu Herrn Tietgemeier, biedren, einfachen Leuten. Die 2. Aufführung findet abends 8 Uhr in der Memorial-Halle, einem grossen, quadratischen Saale statt, der 2000 Menschen fasst.

Auf dem Programm steht:

Von Bethlehem nach Golgatha.

Bethlehem.

1. „Wohlauf gen Bethlehem!“ Aus dem 15. Jahrhundert.
2. „Geboren ist Emanuel“. Von **M. Praetorius.** (1571).
3. „Christ-Wiegenliedlein“. Von **Friedrich Mergner.** † 1891.

Auf Canaans Gefilden.

4. „Er kommt, er kommt!“ Von **Joh. Adam Hiller.** * 1728.
5. „Wie ein wasserreicher Garten“. Von Dr. **Mor. Hauptmann.** † 1868.
6. „Ich lag in tiefer Todesnacht“. Mel. von Dr. **Mart. Luther.** (1524). Satz v. **Joh. Eccard.** (1591).

Gethsemane und Golgatha.

7. „Ein Herz, das kenn' und weiss ich“. Von **Albert Becker,** Berlin.
8. „O Haupt voll Blut und Wunden“. Von **L. Hasler.** (1554), **J. Crüger.** (1662) u. **J. S. Bach.** (1750).

9. „Ehre sei dir, Christe“. Von Heinrich Schütz. (1623).

Josephs Garten.

10. „Lobpreis auf Christum“. Aus dem Gesangbuch der böhm.-mähr. Brüder. 1531—1616.
11. „O fröhliche Stunden“. Von Thomas Selle. (1655).
12. „Christ ist erstanden“. Mel. a. d. 12. Jahrhundert.

Nicht nur alle Sitze, sondern auch die Gänge sind von Hörern dicht gefüllt. Von der 100 Meilen entfernten Universitätsstadt Ann-Arbor, die 3000 Studenten hat, ist ein Extrazug gekommen. Aus der Umgegend sind 4 Extrawagen gestellt worden, um die Hörer her und wieder heim zu befördern. Die ganze Stadt ist begeistert. Die ersten musikalischen Capacitäten haben sich auf einem Circulare für die Sache verbürgt. Die Spitzen der Behörden sind anwesend, und nach der Aufführung erfolgt die übliche Vorstellung. Sehr interessant ist's uns, dabei den berühmten Bürgermeister der Stadt, Jones mit Namen, kennen zu lernen. Er heisst im Lande allgemein nur „der Mann von der goldenen Regel“, weil er in seinen Fabriken das Cooperativ-System, d. h. Teilung des Gewinnes mit den Arbeitern, eingeführt hat, ähnlich wie daheim Graf Reventlow in der

Landwirtschaft. Seine Gemahlin, eine sehr feine, liebenswürdige Dame, ist — Dirigentin eines Damengesangvereins. Hier in Toledo heisst es wirklich „Ich will dir die Menge zur Beute geben"—Herr Pastor Hamfeldt und seine Helfershelfer müssen tüchtig gearbeitet haben, brachte doch hier sogar eine englische Zeitung die Bilder vom Quartett.

Möchte nur auch der innere Gewinn der äusseren Teilnahme entsprochen haben! Die unter strömenden Thränen gethane Aeusserung von Pastor Hamfeldt: „Sie wissen nicht, was Sie uns angethan haben" lässt es vermuten. Ein Stimmungsbild, das er in einer Zeitschrift entwirft, giebt die Eindrücke, die das Konzert in Toledo hinterlassen hat, folgendermassen wieder:

> Fast einen Monat ist es her, dass das Leipziger Quartett bei uns war. An demselben Abend noch schrieb ich einen Dank für das Kirchen-Blatt; aber der Brief ging verloren, wahrscheinlich durch meine Schuld; denn ich war Tage lang wie im Traum. Nun sind die Wochen dahingeflogen, und man kann den Eindruck jenes Gesanges auf seine Tiefe und Nachhaltigkeit hin prüfen. Ich muss gestehen, die Rezensionen, die ich vorher las, kamen mir vielfach zu leidenschaftlich vor, die Lobeserhebungen schienen mir übertrieben, sie mussten — meinte ich —

unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Gehörten stehen und von frenetischen Enthusiasten herrühren. Wir haben darüber manchmal gelächelt und sogar gespöttelt.

Aber wie war es, als wir die lieben Sänger gehört hatten? Die höchsten Lobeserhebungen reichen nicht heran, um diesen Gesang und seinen Eindruck zu schildern. Es war kein Konzert, nein, es war der schönste erhebendste Gottesdienst „gesungenes Evangelium", es war nicht nur Gesang, nein, es war eine würdige Anbetung des lebendigen Gottes, der in denen lebt, die in Ihm leben. Das war ein Zeugen und Bekennen, das auch — ich weiss, was ich sage — auch Ungläubige tief ergriff. Solch ein jubelndes Halleluja! solch ein flehendes Kyrie-eleison haben wir noch nie gehört. Diesen Preis der Gnade, diese Sprache „trotz Feinden, trotz Teufel, trotz Hölle, trotz Tod!" verstanden auch Solche, die die deutschen Worte nicht verstanden und doch um die Ehre baten, den Sängern dankbar die Hand drücken zu dürfen. —

Wir hatten die grösste Halle in der Stadt gemietet, und sie war gedrängt voll, viele, man sagt Hunderte, mussten umkehren. An der Wand entlang standen doppelte und dreifache Reihen. Gegen 2000 Menschen waren anwesend, eine bunte Gesellschaft: Juden, Christen und Heiden, Lutheraner, Methodisten und Katholiken, Vornehme und Geringe — nur Neger habe ich nicht bemerkt. Ein englischer Episkopal-Kirchenchor, ein polnischer Kirchenchor, ein vornehmes englisches Damenpensionat, waren in corpore erschienen. Das Gros bildeten natürlich unsere wackeren deutschen lutherischen Gemeinde-Glieder. Das luth. Seminar von Woodville war per Extra-Car

gekommen, und ein Extra-Zug von Ann-Arbor Mich., brachte reichlich 100 Besucher. Eine solche reguläre Volksversammlung machte uns doch Angst. Viele waren laut und unwillig, weil sie stehen mussten und noch dazu gedrückt wurden. — Aber wie ein heiliger Bann legte es sich auf alle, als die Sänger ihre Stimme erhoben. Tiefste Stille überall. Der laute Beifall, der zuerst trotz aller Bitten und Vorstellungen hin und wieder ausbrach, wurde von der Mehrheit ehrfurchtsvoll unterdrückt, nnd es wurde stille, ganz stillel bis zum Schluss, wo denn doch viele nicht mehr an sich halten konnten. Wie höchste reinste Freude und tiefster Friede legte es sich, weihevoll wie ein Segen, auf die grosse Versammlung, und in vielen Augen glänzten helle Thränen. Das deutsche Gemüt fühlte den Gruss aus der alten Heimat, und das gläubige Herz empfand einen Gruss aus der ewigen Heimat.

Als die lieben Sänger geendet — auf vielfachen Wunsch mit der Zugabe: „Ein' feste Burg ist unser Gott", da drängten sich unsere Honoratioren, die Meister und Kenner der Kunst, viele englische, unter ihnen unser bekannter Bürgermeister Jones und Frau, auch vornehme Katholiken herzu und gaben ihrer Bewunderung und ihrem Dank Ausdruck.

Mit Verwunderung höre ich, dass an manchen Orten die Englischen wenig Verständnis gezeigt hätten. Das gerade Gegenteil war hier der Fall! Ich schickte ihnen unsere englischen Zeitungen, die alle einig sind: „Wie kommt Toledo zu der Ehre, dass solche Künstler uns besuchten!" — Fünf Tage nach dem Konzert hat der stockamerikanische Musik-Professor an der Hochschule eine volle Stunde unser Konzert in den höchsten

Ausdrücken gerühmt und erklärt, dass es etwas Schöneres und Vollkommeneres auf Erden nicht gebe. — Hochgebildete Amerikaner, die kaum ein Wort deutsch verstehen, kamen uns ins Haus und baten dringend um noch einen Besuch des Quartetts, sie wollten jeden Preis bezahlen und garantierten ein volles Haus. — Vielfach wurde bedauert, dass in Detroit kein Konzert war; man wollte per Extrazug dorthin. — Der bekannte Professor Stanley an der Ann-Arbor-Universität bedauerte sehr, dass die Sänger nicht nach Ann-Arbor kämen, wo die grosse Universitäts-Halle sicher besetzt wäre. — — Und diese helle, hohe Begeisterung war kein Strohfeuer; denn jetzt noch höre ich überall dasselbe Urteil und denselben Wunsch: Ach, dass sie doch noch einmal kämen; könnten wir sie doch noch einmal hören! — Ja, unsere lieben Leipziger haben Amerika erobert in einem Siegeszug ohne Krieg. Nord und Süd, Ost und West steht ihnen offen. Werden sie uns helfen, noch einmal unsere Perlen zu zeigen, unser Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, goldene Aepfel zu bieten in silbernen Schalen: Das Evangelium der herrlichen Gottesgnade in ihrem wunderbaren, glaubensvollen Lied?! — Im Namen von Tausenden und Zehntausenden bitte ich: Gott gebe es!

H. Hamfeldt.

Freitag, den 16. November, früh 9 Uhr begleiten uns die lieben Freunde zum Bahnhof, Herr Pastor Hamfeldt bis nach Detroit, der nächsten Umsteigestation. Detroit hätte gern eine Aufführung veranstaltet, leider war jeder

Tag bereits besetzt. Diese Stadt von 1/4 Mill. Einwohner hätte es vertragen. Sie gehört zu den verkehrsreichsten Orten Amerikas, denn sie wird jährlich von ebensoviel Schiffen passiert als London und Liverpool zusammen. Die rechtwinklich aufeinander stossenden Strassen, die 50 m hohen Stahltürme, von denen die Stadt elektrisch beleuchtet wird, die zahlreichen Baumpflanzungen geben ihr ein nobles Aussehen. Von hier aus geht die Fahrt nach dem hohen Norden, nach

Berlin in Canada.

Bei Port-Huron verlassen wir das Gebiet der „Verein. Staaten" und fahren mittels Tunnels unter dem St. Clair-River, der Verbindung zwischen dem Erie- und Huron-See hinweg. Dieser Tunnel ist der längste Flusstunnel der Welt. Er besteht aus einer ca. 1 engl. Meile langen gusseisernen Röhre. An seinem Ausgange erreichen wir bei Sarnia das englische Nordamerika, den Staat Ontario in Canada.

Die Gegend hüllt sich immer mehr in ein winterliches Gewand. Hier fahren die Kinder Schlitten, dort sausen die Gefährte über die blendend weisse Schneedecke. Da sehen wir

die ersten kanadischen Hirsche. Die Menschen, in dichte, zottige Pelze gehüllt (das Fell stets nach aussen, wie die wilden Tiere) lassen den nordischen Winter ahnen. Erst abends 6 Uhr erreichen wir Berlin. Pastor von Pirch bringt uns in unsre Quartiere, Sopran und Tenor zu Advokat Bitzer, Alt zu Frau Giesen, Bass zu Dr. Mylius, lauter lieben Deutschen, bez. Sachsen. Die Grossmutter Bitzer, die vor 50 Jahren in Leipzig lebte, malte uns lebhaft aus, wie's „anno dazumal“ in Leipzig aussah. Die gute Mutter würde sich heute daselbst nicht wieder bekennen. Abends 8 Uhr singen wir in der ausverkauften Kirche die „Festzeiten“ mit der „Festen Burg“ als Schluss. Auch hier waren die Hörer zum Teil viele, viele Meilen weit her gekommen. Wer beschreibt das gegenseitige Verwundern, als ich in dem Pastor Hammer (aus Döhlen bei Dresden) unvermutet einen „Vetter in Amerika“ finde! Nach dem Konzerte nehmen wir in unsern Familien noch das Abendbrot ein, tauschen Heimaterinnerungen aus und sind am nächsten Morgen 9 Uhr gerüstet zur Weiterfahrt.

Sonnabend, den 17. Nov. An diesem winterlichen Morgen bietet Berlin — eine Stadt

von kaum 40 Taus. Einw. — doch ein ganz interessantes Bild. Es ist eben Wochenmarkt. Was wird da von den Stadt- und Landleuten alles feil geboten und verauktioniert! Hier steht ein altes, tafelförmiges Klavier im Schnee. Dort wird eine junge, meckernde Ziege unter den Hammer gebracht. Wieder wo anders werden abgetragene Kleider und alte Möbel feilgeboten. Der Marktplatz hat sich in eine Rumpelkammer verwandelt, in der die Pelzgestalten der Landleute neugierig herumstöbern. Zu unsrer grossen Belustigung trafen wir hier auch Seumes „Canadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte," in Gestalt unsres gelungenen Kutschers, eines treuherzigen Burschen von 17 Jahren. Als er uns am Abend mit seinem Geschirr zum Konzert zusammenholt, meint er vor unserm Hause zum Bassisten: „Willst du nicht mal hier hinein gehen und sagen, dass wir da sind." Und nachdem er uns dreie hat, setzt er hinzu: „Na, nu müss'n wir noch Eene holn." Ich habe den treuherzigen Burschen dafür am nächsten Morgen mit Kragen und Mütze von Kameelshaaren im Bilde festgehalten; er ziert jetzt unsere kleine amerikanische Bildergallerie. Doch nun

„Adieu Berlin.“ Wir haben eine dreistündige Fahrt durch winterliche Gefilde vor uns bis

Toronto (Canada.)

Schon auf der vorletzten Station steigen ein Herr und eine Dame (Prof. van der Smissen und Frau Gemahlin) zu uns und nehmen uns in Empfang. Allmählich war ja das Quartett durch die vielen Bilder in den Zeitungen so bekannt geworden, dass man es sogar zu Reklamezwecken benutzte.

Am Bahnhofe stellen sich die übrigen Herrschaften ein: Pastor Müller, Frau Prof. Tyriell, etc., die uns beherbergen. Unter Führung von Frl. v. d. Smissen, einer jungen, energischen, schönen Amerikanerin, wird am Nachmittage behufs allerhand Einkäufen bei strömendem Regen eine Fahrt durch die Stadt unternommen und einer Einladung zur Café-Visite bei Frau Dr. Tyriell Folge geleistet. Auf der Fahrt dahin wird die Halle besichtigt, in der wir abends singen sollen. Es ist ein feiner Saal, der 1500 Pers. fasst und am Morgen von Frl. v. d. Smissen hübsch dekoriert worden war. Wer beschreibt aber das Erstaunen der jungen Dame, als ich aus akustischen Gründen die

spanischen Wände auf dem Podium zusammenklappe, Tische und Stühle entferne, die Pflanzen anders arrangiere. Sie muss sich setzen, um den Schreck zu ertragen, obwohl sie wahrscheinlich lieber mit beiden Füssen dazwischen gesprungen wäre. Hiermit nachträglich noch um gütige Verzeihung meines Eingriffs in ihre Rechte bittend, glaube ich doch, dass die Wirkung unsres Singens am Abende mich schon etwas entschuldigt hat. Hinfüro war aber vom „Dekorieren" nicht mehr die Rede zwischen uns. Hoffentlich hat der nachstehende „Gruss nach Canada" den Bruch zwischen Deutschland und Englisch-Amerika etwas geheilt:

Wo See um See die Hand sich reichen,
Durch dunkle Wälder Bären schleichen,
Wo einst auf schneeigen Gefilden
Die braunen, ungesellgen Wilden
Dem weissen Feinde Grossmut zeigten
Und sich als „bessre Menschen" deuchten,
Wo heut der edle, stolze Brite
Sich paart mit deutscher Art und Sitte,
Wo Lieder, die von Herzen kamen,
Den Weg auch in die Herzen nahmen,
Wo's hiess „Willkommen!" und beim Gehen
„Ade, auf baldig Wiedersehen!"
Dahin flieg, nun wir scheiden müssen,
Ein Herzensdank, ein herzlich Grüssen.

Das Komitee, dessen Vorsitzende die junge Amerikanerin war, (in Amerika häufig!) hatte überhaupt tüchtig gearbeitet für das Konzert. So hatte Prof. K., ein Rheinländer, der sich vom einfachen Lehrer durch seine Studien in Leipzig bei Prof. Wundt zum Direktor der psychologischen Abteilung der hiesigen Universität emporgeschwungen, allein für 100 Doll. Tickets verkauft. Ein Universitäts-Professor, der Tickets verkauft, dazu auf offener Strasse, war doch auch in Amerika eine Seltenheit. So kams, dass die Aufführung sehr gut besucht war. Das Quartett war nach dem Konzert noch zum Supper bei der Familie Heinzmann geladen. Der Hausherr war soeben erst von der Bärenjagd heimgekommen. Da gabs, wenn auch nicht Bärenschinken, so doch frischen Hirschbraten. Bärenjagden sind hier in Canada an der Tagesordnung. Als Hirsch lebt hier das breitschauflige Elentier. Am nächsten Morgen, Sonntag den 18. November früh 9 Uhr bringen uns die liebenswürdigen Familien Pastor Müller und van der Smissen per Wagen zur Bahn. Wir fahren um die westliche Ecke des Ontario-Sees herum, tief eingerissene, schroffe Flussthäler dabei pas-

sierend und langen gegen ½12 Uhr mittags in

Niagara-Falls

an, dem interessantesten Punkte unsrer Reise. Mitglieder des Orts-Komitees holen uns wiederum eine Station zuvor ab, bringen uns in's Hôtel „United States“ und begleiten uns am Nachmittage bei Besichtigung der Niagara-Fälle. Ueber die Fälle selbst ist so viel schon geschrieben worden, dass ich mich hier bescheiden kann, ich wollte denn „Eulen nach Athen“ tragen. Ich begnüge mich daher, die Worte von dem Weltreisenden A. Troloppe wiederzugeben.

Er sagt von den Niagara-Fällen: „Von allen Ansichten unserer Erde, welche von Touristen aufgesucht werden — wenigstens von allen, welche ich gesehen habe — gebührt den Niagara-Fällen die Palme, einschliesslich aller Gebäude, Gemälde, Statuen und Kunstwerke von Menschenhänden geschaffen, sowie aller Naturschönheiten, geschaffen vom grossen Schöpfer des Weltalls zum Preise seiner Geschöpfe. Dieses ist ein grosses Wort, aber so weit mein Geschmack und Urteil geht, ist es

gerechtfertigt; ich kenne nichts anderes so schön, wundervoll und überwältigend. Am Niagara ist es der Wasserfall allein, aber dieser Fall ist graziöser als Giotto's Turm und nobler als Apoll. Die Spitzen der Alpen sind nicht so wundervoll in ihrer stolzen Einsamkeit. Die Thäler der blauen Berge in Jamaica sind weniger grün, der Glanz des Pariser Lebens weniger beständig und das volle Geschäftstreiben um die Bank von England nicht so unentwegt kraftvoll."

Die Niagara-Fälle sind das grossartigste Naturerzeugnis auf diesem Kontinent. Zu allen Jahreszeiten und unter allen Verhältnissen, unter den wechselnden Effekten von Sonnenschein und Mondlicht oder dem blendenden Glanz elektrischer Beleuchtung, die Scene ist jederzeit überraschend. Die wirbelnden Fluten, das endlose, gleichmässige, donnerähnliche Tosen, die ungeheuren Wolken von Sprühregen und Dunst, welche in ihren Tiefen die tanzenden Sonnenstrahlen auffangen, um sie in die Farben von tausend Regenbogen zu verwandeln, scheinen sich gegenseitig überbieten zu wollen, dem mächtigen „Donner der Wasser" den Tribut ihrer Huldigung darzubringen.

Die Wasser von all den grossen Seen (Ontario ausgenommen) mit ihren zahlreichen Nebenflüssen, welche einen Flächenraum von über hundert und fünfzig tausend Quadratmeilen einnehmen, fliessen in ihrem Laufe durch den Niagara-Fluss in die See.

In Anbetracht dieses kolossalen Zuflusses ist es nicht zu verwundern, dass die Fälle ihre endlose Flut jahraus und jahrein unvermindert ergiessen.

Am Rande des Falles Goat Island teilt sich das Flussbett in zwei Teile, der grössere von diesen, mit einer Durchschnittsbreite von 2000 Fuss, stürzt 165 Fuss in die Tiefe, und ist als Hufeisenfall bekannt; der andere, der sogenannte Amerikanische Fall, ist 800 Fuss weit, mit einem Sturz von 159 Fuss. Es ist berechnet, dass jede Stunde 100,000,000 Tonnen Wasser die Fälle passieren.

Dieser Sonntag, der 18. November, ist der Sonntag unsres Lebens, wo wir sonderlich im Hause Gottes waren und seiner Predigt gelauscht haben auf einem dreistündigen Wege über die Inseln, die die Stromschnellen oberhalb des Falles teilen und die die verschiedensten Blicke auf die Fälle bieten. Man muss

oft laut aufjauchzen, um dem inneren Empfinden über die Grossartigkeit des Anblicks nur einigermassen Luft zu machen. Es ist, als ob man mit einstimmen müsste in dieses allgewaltige Loblied auf den Allmächtigen, und manchmal habe ichs gewagt, die schwache Menschenstimme unter die tausend Töne der brausenden Wasser zu mischen, nur um nicht stumm bleiben zu müssen da, wo alles spricht. Wenn ich künftighin mit P. Gerhard und Joh. Eccard singen werde: „O, dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel ein weites Meer," dann wird beides, dieser Fall und die weite See vor meiner Seele stehen. Darin sehe ich überhaupt den höheren Wert alles dessen, was unser Auge schaut, dass es unsre Seele mit Eindrücken erfüllt, die dem Geistesleben, dem Empfinden neue Nahrung geben und zum höchsten, reinsten Schaffen anregen. Nolens volens musste ich den Eindruck, den ich empfangen, in nachstehenden Versen wiedergeben.

Die grösste Orgel.

Viel Orgelwerke sah ich schon,
Die gaben wundervollen Ton,
Wenn eines grossen Meisters Hand,
Geschickt zu spielen sie verstand.
Bald war's im schmucken Kirchlein klein,

Bald war's im hohen Dom von Stein;
Jedoch den vollsten Orgelchor,
Spielt heut der Herrgott selbst mir vor.
Welch tausendstimmig Jubilieren,
Welch tausendfältig Musizieren,
An tausend Enden welch ein Rauschen,
In tausend Herzen welch ein Lauschen!
Hier Prinzipal und Violinen,
Trompeten, Pauken, Aeolinen,
Da Contrabass und dort Mixturen
In ungeheueren Mensuren:
O Orgelwerk des Weltenalls,
O Ton des Niagarafalls,
Unendlich sind die Melodien,
Die dir der Meister hat verliehn.
Und doch fehlt ein Register drin —
Das ging mir heute durch den Sinn —
Ich bin so kühn, ich setz es ein:
Auf, „vox humana," falle ein! —

Es war uns darum auch eine Herzensfreude, dass wir gerade an diesem Orte nicht stumm von dannen ziehen mussten, sondern abends in der schönen lutherischen Kirche unser „geistliches Volkslied" singen durften. Und die Bewohner des jetzt etwa 20 tausend Einwohner zählenden Ortes Niagara-Falls mochten auch so denken, denn trotz des strömenden Regens, der sich gegen Abend einstellte, war um 8 Uhr das Gotteshaus überfüllt, als sich in das ferne Tosen des Falls nun die „vox humana" einmischte.

Ob man's gefühlt hat, dass dies Register gerade an diesem Orte am Platze war? Wenigstens spricht die Kritik gerade hier in einer Weise über die Schönheit der einzelnen Stimmen, dass man annehmen möchte, die Leute hätten hier ein besonderes Ohr dafür. — Am Morgen des Montag, den 19. November machte die Welt leider kein freundliches Gesicht. Aber was thuts, ans Wasser gehen wir einmal! Umso tosender sind dann die Wirbel und Strudel 1/2 Stunde unterhalb der eigentlichen Fälle. Zwischen 160 Fuss hohen Ufern schäumt der Niagara-River, nachdem er die Fälle passiert hat, dahin. 200 Fuss tief soll hier sein Bett sein. Die verschiedenen Strömungen, die das Wasser durch die Fälle erhält und die Felsen, die im Flussbette liegen, bewirken die grossartigsten Wirbel etwa 1 Meile unterhalb der Fälle. Mittels Drahtseilbahn fährt man von der amerikanischen und canadischen Seite zur Thalsohle hinab, wo sich die ungeheure aufgeregte Wassermasse in engen, kaum 100 m breitem felsigen Bette dahinwälzt. Es ist, als ob Geister aus der Tiefe die Wasser wieder zum Himmel emporstürzen wollten, so wogt und wallt und wirbelt Masse gegen Masse, Strömung gegen

Strömung, dass der Gischt hoch aufspritzt. Diese „Whirpool Rapids“ stehen an Grossartigkeit den eigentlichen Fällen kaum nach. Erst Meilen weiter unten verlässt der Fluss die „drangvoll fürchterliche Enge,“ um sich in den Ontario-See zu ergiessen. Der Name „Niagara“ ist indianischen Ursprungs und heisst „Donnerer der Wasser.“ Indianer bewohnten die Ufer bis vor 60 Jahren. Indianer-Reservationen sind noch in der Nähe. Indianer-Geschichten gehen noch im Munde der Leute. Einst wurde alljährlich dem grossen Geist des Niagara ein Menschenopfer von den Indianern gebracht. Durchs Loos wurde einer bestimmt, der mit seinem leichten Boote in die Tiefe fuhr. Als nun einmal das Loos die einzige schöne Tochter des beliebten Häuptlings traf, war die Trauer allgemein. Am Tage des Opfers, als die dem Tode geweihte Jungfrau eben ihr Canoe bestiegen und sich anschickt, die Todesfahrt anzutreten, springt ihr Vater, der alte Häuptling, mit in das Boot und versinkt mit ihr zusammen in dem gurgelnden Gischt. Von da an, meinten die Indianer, sei der grosse Geist zufrieden. Sie unterliessen die Menschenopfer. Ein rührender Charakterzug dieser armen, unbekehrten

Indianer, dieses Verlangen, ein Sühnopfer zu bringen. Man sollte meinen, dass sie unsern herrlichen Christenglauben mit dem grossen Sühnopfer, unserm hochgelobten Heilande, schnell ergriffen und angenommen hätten. — Von einem Kapitain wurde uns erzählt, dass er sein schönes, grosses Dampfschiff habe verkaufen wollen. Man stellt ihm die Bedingung, mit demselben durch den Fall zu fahren — er unternimmts, das tollkühne Verlangen zu erfüllen — geht als ein gesunder, mutiger, schwarzgelockter Mann hinein und kommt nach dem Passieren der Wirbel als ein schneeweisser Greis hervor, der jahrelang irrsinnig war und heute nur noch die Ruine seiner früheren Kraft ist. — Auch an diesem grossartigen Naturschauspiele sieht man die Wandelbarkeit alles Irdischen. Alle 100 Jahre weicht der Fall 200 Fuss stromaufwärts zurück, indem er die Felsen unter sich abbröckelt. Schon hat sich die Industrie dieser Wasserkraft bemächtigt, Anlagen hüben und drüben beweisen, wie sich der Herr der Schöpfung, der Mensch, jede, auch die grösste Masse dienstbar macht. Wer weiss, wozu sie in 100 Jahren dienen wird!

Mit dem „Empire“ nach Osten.

Doch nun herzlichen Dankes- und Abschiedsgruss unserm freundlichen Führer, Herrn Pastor Hoffmann und Frau Gemahlin! Längs des Niagara-River, der oberhalb der Fälle eine gewaltige Breite hat, fahren wir am Nachmittage des 19. November die kurze Strecke bis

Buffalo.

Leider trübte anhaltender Regen den Eindruck etwas, den diese 300.000-Stadt am Erie-See sonst wohl auf uns gemacht hätte. Zwar standen Pferde und Wagen durch einen Freund der Sache jederzeit zur Verfügung zu Ausfahrten durch die Stadt, an den See, nach den Anlagen der Pan-American, d. i. amerikanische Ausstellung, die im nächsten Jahre hier stattfinden soll; aber das schlechte Wetter liess

uns nur zu einer Fahrt nach dem Waisenhause zu St. Johannis, das etliche Meilen weit draussen liegt, kommen! Ein musterhaft eingerichtetes, den Stempel der peinlichsten Sauberkeit tragendes Haus, das 90 Knaben und Mädchen beherbergt! Ein anderer, der „Lutherische Herold," mag erzählen, wie schön es dort draussen war. Er schreibt unterm 1. Dezember wie folgt:

> **Aus Sulphur Springs.** Auch Buffalo hatte den Genuss, das berühmte Leipziger Quartett an zwei Abenden zu hören. Schreiber dieses wird den Gesang nie vergessen und am liebsten wäre er den Sängern nachgereist, um kein einziges der Konzerte, die sie noch hier in Amerika geben, zu vermissen. — Sie sangen in Buffalo zum Besten der St. Johannis-Waisenheimat in Sulphur Springs und so lag es denn nahe, dass sie auch der Anstalt selbst einen Besuch abstatteten. Dass sie hier mit aufrichtiger Freude aufgenommen wurden, kann sich jeder leicht denken. Auch als Menschen muss man diese Sänger lieb gewinnen, einfach und schlicht, herzlich und natürlich gaben sie sich; wie schnell hatten sich Frau Röthig und Fräulein Risch mit den Kindern bekannt gemacht, und wie interessierten sie sich für alles! Als der Waisenvater, P. Geo. von Bosse, die lieben Gäste unter anderem auch in die schönen, grossen, luftigen Schlafsäle mit den sauberen Betten führte, da meinte Herr Röthig: „So schön hatte ich es nicht in meiner Jugend." Nach dem Rundgang stärkte man sich an einer Tasse extraguten Kaf-

fees mit deutschem Zimmetkuchen. Während dessen sangen die Kinder unter Leitung des Lehrers Herrn Ehlers mehrere geistliche liebliche Lieder in ihrer frischen, munteren Weise, worauf Herr Röthig zu aller Freude in Worten warmer Anerkennung dankte und dann sagte: „Nun, liebe Kinder, ihr habt uns jetzt etwas vorgesungen, nun müssen wir euch wohl auch ein Lied vorsingen," und sie sangen — weitere Worte erlasse man dem Schreiber. Die Kinder standen da so regungslos wie aus Stein gemeisselt, und selbst der Kleinste, ein wilder Range, ward plötzlich still und horchte auf. Kinder sind ein dankbares Publikum. Als es ans Abschiednehmen ging, da hiess es: „Auf Wiedersehen." Ja, auf Wiedersehen, Ihr lieben Sänger, und wenn nicht hier auf Erden, so einst droben im seligen Himmel, von dem herab wir ein Lied im höheren Chor zu vernehmen meinten, als wir eurem Sange lauschten.

Auf dem Heimwege kehren wir noch im Altenheim ein, um den „Mühseligen" einige Lieder zu singen. Die erste Aufführung in Buffalo findet in der Johanniskirche statt, die vis-à-vis von dem neuen Pfarrhause des Herrn Pastor Kirsch liegt, bei dem das ganze Quartett gastliche Aufnahme findet, obschon er selbst ein volles Dutzend Hausgenossen hat. Am zweiten Abende singen wir in der englischen Central-Presbyterian-Church. In beiden Aufführungen mochten zusammen 3000 Hörer

anwesend sein, sodass dem Waisenhause ein hübscher Reingewinn zugeflossen ist. Unsre liebenswürdigen Wirtsleute, Pommern von Geburt, die ihre Eltern und Geschwister sämtlich herüber kommen liessen, gestalten uns den Aufenthalt im Pfarrhause aufs freundlichste. Hier waren wir sogar so glücklich, jeder ein Bett allein zu haben, sonst haben oft die Damen, bzw. die Herren gemeinsam eine Lagerstätte benutzen müssen — und dann war geteilte Freude nicht doppelte und geteiltes Leid nicht halbes, zumal wenn jeder tapfer schnarchte. Doch genug von „Amerika bei Nacht.“ Nur noch einer freudigen Ueberraschung in Buffalo muss ich gedenken. Sitzt da gleich am ersten Abende in der ersten Reihe ein ehemaliger Leipziger Musiker, Joh. Gelbke, bekannt durch sein Heimatslied „Horch, die alten Eichen rauschen.“ Er sucht uns am zweiten Tage in unserm Quartier auf und tauscht besonders mit dem ihm befreundeten Bassisten Heimaterinnerungen aus. Aber die grösste Ueberraschung kommt noch. Nach dem zweiten Konzerte waren wir eingeladen, einer Probe des deutschen Männergesangvereins „Orpheus“ beizuwohnen. Es wurde

eben ein „Koschat“ studiert. Der Dirigent hatte „vom Leder gezogen“ und sass der Hitze wegen in Hemdsärmeln da. Wie leuchtete diesen 80 Männern die Freude am deutschen Liede aus den Augen! Ich habe selten solch gut eingesungenen Chor gehört und noch seltener solche gesunde Bruststimmen der I. Tenöre. Dann wurde das Quartett vorgestellt, allgemeiner Jubel brach aus, ich brachte einen Gruss dem deutschen Liede und dem deutschen Geiste in Amerika, wiederum stürmischer Beifall. Darauf folgte ein Lied vom Quartett — erneute Salven, ein zweites Lied — — es wäre wohl so fort gegangen, wenn die Frau Pastor im Pfarrhause nicht mit dem Abendbrote auf uns gewartet hätte.

Auch der kommende Morgen, Mittwoch, der 21. November, ist windig und regnerisch, sodass eine Ausfahrt unterbleiben muss. Gegen 2 Uhr gehts zum Dépôt — von da mit dem „Empire,“ der in der Stunde bis zu 80 Meilen durchläuft, nach

Rochester,

einer Stadt von ca. 150 Taus. Einwohnern. Unser liebenswürdiger Wirt, Herr Pastor Kirsch

begleitet uns bis dahin und bringt uns in unser neues Quartier bei Pastor Dr. Nicum. Damit des Neuen und Interessanten kein Ende werde, wird uns kurz nach Ankunft mitgeteilt, dass wir das Abendessen heute in einem Hochzeitshause einnehmen würden, da Herr und Frau Pastor zur Hochzeit geladen seien und uns gern mitnehmen wollten. Was blieb uns da anders übrig, als dem jungen Paare bei der Trauung, die abends 7 Uhr in der Johanniskirche stattfand, ein Lied („Sei getreu") zu singen? Diese Trauung wäre nun ganz hübsch und interessant gewesen (die Braut im roten Seidenkleid mit weissen Rosen im Haar) wenn nur nicht ein gottserbärmliches, leierkastenmässiges Orgelspiel einer Dame, das schliesslich in den „Hochzeitsmarsch" aus Lohengrin ausmündete (natürlich!) einen fast zur Verzweiflung gebracht hätte. Als sich vor unserm Konzert in der Zionskirche dasselbe Spiel wiederholte, konnte ich mich nicht enthalten, es einfach als mit unsrer Musik nicht vereinbar zu verbieten. Man muss dem amerikanischen Tingeltangel einmal energisch gegenübertreten. Trotz des stürmischen Wetters war die Aufführung sehr gut besucht. Es ist immer inter-

essant zu beobachten, wie die Stimmung der Hörer während des Konzertes umschlägt zu immer grösserem Ernste, bis zum Ergriffenwerden, ohne dass wir unsrerseits mehr dazu thun, als dass wir unser herzliches Empfinden in den Ton legen. Da Herr Dr. Nicum in seiner einleitenden Ansprache dem Publikum sonderlich ans Herz legte, es solle seine amerikanischen Gassenhauer aus der Kirche lassen und ernste deutsche Weisen pflegen, so gaben wir am Schlusse die deutscheste aller Weisen „Ein feste Burg" gern zu. — Und dann gings zum Hochzeitsschmause! Was thats, dass wir 1½ Stunde warten mussten, bevor wir etwas zu essen bekamen, was thats auch, dass wir als Fremde angestaunt wurden, wir wurden, Gott Lob, satt, was wollen wir mehr! Die Gäste waren in allen Zimmern in gemütlichen Gruppen verteilt, das ganze Haus war für die Gäste freigegeben. Wir sassen in einem kleinen Zimmerchen mit Pastors separat. Im Grunde genommen wars uns ja fatal, uns hier einzudrängen, aber wir konnten dem Herrn Pastor und seiner lieben Gattin die Bitte nicht abschlagen, sie wären sonst auch nicht hingegangen. So müssen wir uns eben auf unsern

Reisen in die verschiedensten Situationen fügen. Darin besteht auch eine Schwierigkeit derselben, und nicht die kleinste.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 22. November haben wir Zeit, den Rausch, den wir uns auf der Hochzeit nicht geholt haben, auszuschlafen, während unser ernster Wirt, Pastor Dr. Nicum, schon im College in ernster Arbeit ist. An seiner Stelle unterhält uns seine liebenswürdige Gattin und — ein reizender Kanarienvogel, als Sänger ein um seiner Stimme willen beneidenswerter Kollege. Gegen 2 Uhr müssen wir weiterreisen. Derselbe Empire-Zug, der uns gestern hierher gebracht hat, führt uns wieder weiter, immer am Erie-Kanale hin durch liebliche Landschaft nach Syracuse N. Y. (einer Stadt von 80.000 Einw.). Hier empfängt uns gegen 1/24 Uhr nachm. Herr Pastor Manz und bringt uns zur angenehmen Abwechslung einmal in ein Hôtel, in dem keine alkoholischen Getränke verabreicht werden. Es dauert nicht lange, so stellen sich zwei liebenswürdige Damen ein und geben sich als die Cousinen unsrer verehrten Fr. Klemm in Eckernförde zu erkennen. Beide haben sich während unsres kurzen Aufenthaltes am Orte

sehr ans Quartett angeschlossen, sodass es uns sehr leid thut, der Kürze der Zeit und mehrerer Zwischenfälle wegen, ihrer alten 80 jährigen Mutter kein Lied gesungen zu haben. Das Konzert fand in einer wenig günstigen Kirche statt, war auch des eintretenden heftigen Regens wegen nicht sehr stark besucht (ca. 600 Pers.). Unser Standpunkt auf der hohen Kanzel liess uns aber fröhlich unser „Volkslied“ anstimmen. Die meist englischen Kreise schienen auch recht befriedigt zu sein, nicht minder die biederen Deutschen, wie eine lange, lange Defiliercour mit herzlichem Händeschütteln bewies. Bei Pastor Manz ist dann der Tisch gastlich gedeckt. Wie schwelgen wir allemal in Genüssen, wenn die Hausfrau sich Mühe giebt, uns echt deutsche Gerichte, als da sind: Würstchen und Sauerkraut, Nudelsuppe oder dergl. vorzusetzen. Erst gegen ½12 Uhr bringt uns die „Carriage“ wieder ins Hôtel. Am Morgen des 23. Nov., Freitag, giebts eine schöne, wenn auch kalte Ausfahrt über das College hoch auf den Bergen mit weitem Blick in das bergige Land, durch die schönen Villenviertel mit breiten, baumbepflanzten Strassen und hübschen Häusern, bis das

Mittagessen in's Hôtel zurückruft. Während des Essens tritt am Eingange zum Speisesaale ein Trupp Männer an, die in Parademarsch von einem Anführer lautlos an eine lange Tafel geführt werden. Es sind „Geschworene," die im Courthouse Gerichtssitzung haben und hier im Hôtel unter Aufsicht eines Gerichtsdieners ihren Lunch einnehmen. Sie dürfen nur von gleichgültigen Dingen mit einander sprechen, auf keinen Fall von Gerichtssachen. Schweigend, wie sie gekommen, verlassen sie nach kurzer Zeit zu Zwei und Zwei den Saal. Auch unsre Zeit ist gemessen, nach 3 Uhr nimmt uns der „Empire" zum dritten Male auf und trägt uns in einer Stunde nach

Utica N. Y.

Wie man sieht, befinden wir uns hier auf „klassischem" Boden, auf dem Wege hierher berührten wir „Rom." Ein freundlicher Pastor, Dr. Birdemann, dem die Jagdliebhaberei (es giebt Bären in den Urwäldern in der Nähe zu schiessen!) in der gewaltigen Figur geschrieben steht, holt uns ab in sein kinderreiches Heim. Die Stadt sehen wir nur flüchtig auf der Fahrt zu Pfarrhaus und Saal. Aber diese Städte im

nördlichen Staate New-York haben fast alle ein und dasselbe Gepräge: Um die innere Geschäftsstadt legt sich eine zweite Stadt mit breiten Strassen, Baumanlagen und hübschen Villen. In diesem Villenviertel findet auch abends 8 Uhr die Aufführung in einem kleinen Saale eines Damen-Club-Hauses statt. Der Saal fasst kaum 500 Personen. Aber er war nicht einmal gefüllt. Man hatte sich wieder nur an englische Kreise gewandt. Trotzdem war der Pastor Dr. B. hochbefriedigt vom Konzert, er hatte ja das feinste englische Publikum der Stadt darin gehabt, sogar 2 Familien, die zusammen 25 Mill. Doll. wert waren! Die amerikanische Achtung vor dem Gelde dringt auch in die deutschesten Häuser und bestimmt am Ende Sitte und Sprache. Einmal trafen wir ein kleines Mädchen von 7 Jahren, das einen deutschen Vater hatte. Es sprach kein Wort deutsch, sondern meinte auf englisch: „Ich bin keine Deutsche!“ Ein andermal sagte uns ein feiner Mann: „Mein Mund ist englisch, aber mein Herz ist deutsch!“ — Ganz gut gesagt, aber wie lange wirds dauern, dann ist auch das Herz voll von dem, wovon der Mund übergeht.

Nachdem wir am Abende noch im Pfarrhause einer gelähmten ehemaligen Sängerin einige Lieder vorgetragen, am Morgen, Sonnabend, den 24. Nov. in der Pfarrfamilie kaum etwas aufgetaut sind, geht um 11 Uhr die Reise weiter nach

Rondout.

Der Anfang derselben wurde durch die Fahrlässigkeit des Kutschers, der uns sitzen liess, und die dadurch notwendige Eile des Führers, der Gepäck und Tickets vergass, freilich etwas schwierig, doch, wir waren „drin" und fuhren bald an dem immer mächtiger werdenden Mohan-River durch liebliche Hügelgegenden hinab bis Albany. Hier passiert die Bahn den Hudson-River, den amerikanischen Rhein, und fährt an dessen östlichem Ufer hinab bis Rheinkliff. Auf künstlichem Damme gehts dabei meilenweit durchs Wasser, rechts und links vom Flusse umspült.

In Rheinkliff erwartet uns Past. Schmidtkonz und bringt uns auf der Fähre hinüber aufs Westufer nach Rondout, auch Kingston genannt.

Es dunkelt bereits, als wir in Rondout, das in einem Seitenthale vom Hudson wundervoll gelegen ist, ankommen und im Hôtel „Bauer“ (bei einem gutmütigen Deutschen) einquartiert werden. Die Aufführung findet in der Kirche von Pastor Schmidtkonz statt, sie ist gut besucht trotz heftigen Regen- und Schneewetters. Den orchestralen Teil, der ins Programm eingelegt worden ist, lege ich wieder heraus, sodass wir unser „Volkslied“ im Zusammenhange singen können. Auf Bitten des Pastors singen wir auch am Sonntage, den 25. Nov. (es ist Totenfest) im Gottesdienste ein Lied.

Es war rührend zu beobachten, mit welcher Geduld der Pastor dem Quartett zu Liebe, das sich infolge des Wetters verspätet, mit dem Beginn des Gottesdienstes bis zu unserm Erscheinen gewartet hatte, während die Orgel immer präludierte. Und wie herzlich er mit der ganzen Gemeinde für uns und unsre glückliche Heimkehr betete! So „offiziell“ ist das Quartett noch nie im Gottesdienste behandelt worden. Es war beschämend und dennoch so tröstlich und ermutigend für uns.

Unsre Arbeit und unsere schwache Kraft bedarf solcher Fürbitte. Sie ist uns in Ame-

rika reichlich zu teil geworden. Soeben schreibt mir ein Pastor aus T., dass er gleichfalls das Quartett am Sonntage in das allgemeine Kirchengebet eingeschlossen habe. Eine Urkunde über unsere Aufführungen wurde in den Grundstein eines neuen Gemeindehauses eingemauert. Das mag alles echt „amerikanisch“ sein, soll uns auch beileibe nicht eitel machen, es ist aber ein Beweis davon, was unsre Glaubensgenossen „drüben“ entbehren, und wie dankbar sie das begrüssen, was wir im Ueberfluss zu haben meinen und dennoch so wenig haben: Gottes Wort im reinen Gewande der Tonkunst. In der Frau Pastor Schmidtkonz lernten wir die Schwester von H. Pastor Berkemeier kennen, der uns mit seiner Frau Gemahlin bei unserer Ankunft in New-York so herzlich begrüsste und uns Amerika von der ersten Stunde an lieb machte. Am Nachmittage fahren wir mit dem Dampfboot hinüber nach Rheinkliff, von da ½ Stunde flussaufwärts bis

Hudson,

wo wir abends ½8 Uhr in dem kleinen Kirchlein des Pastor Souther ein sogenanntes „Sonntagskonzert“ d. h. ohne Eintrittsgeld, nur mit

Silberkollekte, veranstalten. Da 350 M. einkommen (es sass und stand alles voll), so bleibt für das Hospital immer noch eine hübsche Summe übrig. Einquartiert sind wir bei Pastors und bei Gebrüder Herbst. Dass unser Sopran im Pfarrhause ein Baby fand, das sich hübsch warten liess, hat ihm diesen Aufenthalt besonders anziehend gemacht. Montag, den 26. November gegen Mittag müssen wir weiter nach

Albany,

der Hauptstadt des Staates New-York mit einem prächtigen Staatshause, das 23 Mill. Doll. gekostet hat. 3 Herren, Engländer, empfangen uns freundlich am Dépôt. Doch bedarf es wieder einer längeren Auseinandersetzung mit ihnen, ehe die notwendigsten Vorkehrungen bezüglich des Konzerts und Quartiers getroffen sind. Wir werden in drei verschiedene Häuser gebracht, und treffen uns abends 8 Uhr zum Konzert in einem nicht grossen, aber feinen Saale, der auch gut besetzt ist. Leider war auch hier aus Sonderinteressen eine der grossen deutschen Kirchen nicht zu haben. Die Hörer waren also auch meist Engländer. Dass uns

eine Anzahl deutscher Pastoren am Schlusse begrüssten, lässt wenigstens das Interesse der Landsleute einigermassen gewahren. Albany, eine Gründung der Niederländer, hat sich bis heute seinen langsamen, niederländisch konservativen Charakter bewahrt. Alt und Sopran wohnen in einer niederländischen Familie van Gersbeg. Nach einem gemeinsamen Abendbrote in einem Temperenzhause, (die freundliche Empfehlung Pastor Wischans, „das Quartett tränke nach der anstrengenden Arbeit gern ein gutes Glas Bier," hatte also hier nichts geholfen,) fuhr jeder seiner Nachtherberge zu, um Dienstag, den 27. November früh 8 Uhr am Bahnhofe bereit zu sein zur sechsstündigen Fahrt nach Boston. Eine hochinteressante Fahrt! Vom Hudson-River hebt sich die Bahn in einem Seitenthale durch steinigte, wilde Schluchten hinauf bis zur Höhe von 600 m. Wir übersteigen die Hoosac-Berge und fallen dann im Thale des Westfield-River, der reich ist an malerischen Schönheiten und wildem Wasser, nach Springfield ab, wo wir den Fluss gleichen Namens passieren. Von hier gehts abermals über die Berge, wo auf der Höhe die grosse Stadt Worchester einen äusserst imposanten Eindruck

macht. Ueber moorige Weiten senkt sich dann die Bahn langsam dem Meere zu und erreicht

Boston im Staate Massachussets.

Infolge des Schneefalls kommen wir mit 1 Stunde Verspätung an, werden von H. H. Pastor Wilhelm und Pastor Bewendt abgeholt und in das unmittelbar am Union-Dépôt gelegene „Hôtel Essex“ gebracht. Dies Hôtel, 12 Stock hoch, hat Platz für 3000 Personen. Es ist wohl von allen Hôtels, die wir bewohnten, das am besten eingerichtete. Als Konzertlokal ist die neue, erst vor einigen Wochen eingeweihte Symphonie-Hall für 300 Doll. gemietet worden, ein hohes Rechteck, das 2500 Sitzplätze hat. Es sind drei Orgelsachen ins Programm eingelegt worden: Buxdehude, Bach, Rheinberger. Von unserm Singen haben wir am Ende nicht den rechten Genuss an unserm Standorte gehabt, es hat uns anderswo schon besser gefallen. Obschon jeder Applaus verbeten worden ist, wird leider nach jedem Teile energisch geklatscht. Leider! Es stört uns immer zu sehr! Es stört auch den Eindruck. Die Gefühle werden zerrissen! Ich glaube nicht, dass man in Boston den tieferen, weder den musikalischen, noch den religiösen

Sinn und Geist unseres Singens verstanden hat. So manche Aeusserung über alte Kirchenmusik, die mir hier zu Ohren kam, legt diese Vermutung nahe. Und wir hatten uns auf die Symphonie-Hall (es soll die schönste Konzerthalle in Amerika sein) so gefreut!

Mittwoch, den 28. November holte uns Herr Pastor Wilhelm ab, um uns sein Waisenhaus, „Martin Luther - Home“ für das wir gesungen hatten, zu zeigen. Es liegt als ehemalige Farm draussen 8 Meilen vor der Stadt in ländlicher Stille. Bei Besichtigung des Heims singen die Waisenkinder etliche Choräle, wir stimmen einige Lieder an, setzen uns an den gedeckten Frühstückstisch, bis es wieder Zeit ist, an die Rückkehr zu denken, zu der die Wagen bereit stehen.

Nachdem ich in der letzten Zeit so viel auf dem Kutscherbocke gesessen habe, (eine besondere Liebhaberei meinerseits!) habe ichs jetzt schon dahin gebracht, dass ich selbst „die Zügel der Regierung“ ergreifen kann. So kutschiere ich das Quartett eigenhändig zur Stadt zurück. In aller Eile wird noch das berühmte Konservatorium besucht. Eine prächtige Anstalt. 300 — 400 junge Damen wohnen

gleich im Hause und haben hier volle Verpflegung. Die Herren, (ca. 500 und mehr) wohnen in der Stadt, aber unter geregelter Aufsicht des Instituts, also auch quasi im „Internat.“ Wir lernen etliche Professoren kennen, unter andern Professor Cadwich, können Grüsse an eine Schülerin bestellen, hören dem Unterricht in verschiedenen Fächern zu und besichtigen das Gebäude. In Sturmeseile gehts dann zum Bahnhofe. Gegen 1 Uhr nimmt uns „der schnellste Zug“ auf, in dem wir allerdings mit rasender Geschwindigkeit über New-Haven der Stadt New-York zufahren. Die Gegend wird sehr interessant, bald erhebt sich zur Linken am Meere ein bewaldeter Berg mit Aussichtsturm — das ist in Amerika eine Seltenheit! — bald sausen wir an steilen Abhängen hin, jetzt durchqueren wir das prächtige Thal des Connecticut-River, dann winkt links im Abendlichte das Meer, aus dem die Lichtlein der Schiffe auftauchen. Gegen 6 ½ Uhr abends läuft der Train im Central-Dépôt in New-York ein. Unter lautem Freudengeschrei fallen wir unserm Professor Spaeth, der das Quartett hier erwartet, um den Hals. War das ein Sichwiederfinden und Wiederumarmen! Auf der Fahrt

bis zum Hôtel in Brooklyn erfuhr er schon einen Teil unsrer Reiseabenteuer. Diese Fahrt bei Mondschein über die East-River Brücke auf dem Bock eines Zweispänners war für mich, „ein Vergnügen eigner Art.“ Wie anders jetzt die Empfindungen, als bei unsrer ersten Fahrt über diese Brücke! Wie dankbar jetzt das Herze für alle gnädige Durchhilfe auf der fünfwöchentlichen Reise! Aber noch war keine Zeit zu beschaulichem Nachdenken! Kaum haben wir im Hôtel „Clarendon“ uns umgezogen und am Elevator einen Bissen Cav-Semmel und einen Schluck Wein — seit Morgen der erste Imbiss — zu uns genommen, da müssen wir auch schon zur Kirche von Pastor Dr. Heischmann in Brooklyn, wo 8 Uhr — diesmal mit einiger Verspätung — die Aufführung beginnt. Professor Spaeth fügt vor und zwischen jeden Teil des „Volksliedes“ prächtige Erläuterungen ein, wir singen fröhlich, Gottes Gnade giebt willige Herzen der Hörer, sodass eine Aufführung zu stande kommt, über die sich die „Staatszeitung“, am nächsten Morgen aufs anerkennendste ausspricht und die Bilder des Quartetts bringt. Noch ein Stündchen fröhlichen Geplauders mit unserem lieben Professor

und Pastor Ludwig, dann gehts zu Bett — „zu süsser Ruh."

Donnerstag, den 29. November. Das ist ein eigentümlicher Tag in Amerika. Er heisst Danktag und wird vom Präsidenten der Republik auf den letzten Donnerstag im November jeden Jahres ausgeschrieben. Die Veranlassung dazu liegt einige hundert Jahre zurück und reicht bis 1619, wo die ersten Engländer nach Amerika einwanderten und zum Danke für Gottes Schutz und Segen in der neuen Heimat einen Bettag hielten. Freilich, der Charakter des Bettages ist dem Amerikaner heute vielfach aus dem Sinn gekommen. Die Kinder vermummen sich und betteln die Passanten an, die Erwachsenen essen Truthahn und feiern Familienfeste. Am Morgen ist zwar Gottesdienst, aber da der Besuch in den einzelnen Kirchen zu schwach ist, thun sich mehrere Gemeinden zu gemeinsamer Feier zusammen, wobei die Geistlichen einander assistieren. Die Kirchen sind mit Erntegaben reich geschmückt. So vertritt denn dieser Tag etwa hier die Stelle unsres Erntedankfestes. Wir feiern den Tag im Gotteshause von Dr. Loch in Brooklyn, abwechselnd mit dem Kirchen-

chore einige Gesänge einlegend! Die Predigt erläutert zunächst die Bedeutung des Tages und behandelt dann die 4. Bitte. Unsern „Truthahn“ assen wir mittags im Hôtel Clarendon. Nachmittags fuhren wir in Begleitung von Pastor Ludwig und dessen Freunde auf der Hochbahn durch New-York, hinaus nach

New-Rochelle,

einer ehemaligen Niederlassung der Hussiten am atlantischen Ozean. Hier fand in der Kirche von Pastor Jentsch am Abende die Aufführung des „Volksliedes“ statt. Ueber diesen Abend und den folgenden Morgen lasse ich nochmals den „Herold“ erzählen; er kanns so schön:

> New-Rochelle, N. Y. Das war ein Danksagungstag eigener Art, den unsere St. Lukasgemeinde in diesem Jahre feierte. Die Sänger aus Leipzig stellten sich bei uns ein, hergebracht von zwei lieben Amtsbrüdern aus Brooklyn, begrüsst mit Freuden und mit Zagen. Mit Freuden, denn wir wussten, dass sich uns nur Gutes und Schönes bieten würden — mit Zagen, denn der hochgefeierte Danksagungstag musste gar viele unserer Glieder und Freunde abhalten, die Sänger zu hören. Und als ob diese Stimmung auch äusserlich zum Ausdruck kommen wolle, rieselte ein frostiger Nebelregen, wie er oftmals unsere Küste heimsucht, hernieder: unsere Hoffnungen schienen zu Wasser werden zu sollen; doch nein, nicht

umsonst sollte den lieben Sängern ein guter Ruf vorausgeeilt sein, nicht vergeblich war alle Mühe, die wir gehabt! Trotz der Ungunst des Tages und des Wetters war bis auf einige reservierte Sitze jeder Platz im Schiffe der Kirche und auf der Empore besetzt. Bald brausten die herrlichen Lieder durchs stille Gotteshaus, das tröstliche: „Christ ist erstanden", das majestätische: „Ein' feste Burg ist unser Gott", der Taboriten feuriger Feldgesang—jedes Lied eine besondere Schönheit bietend, bis zu dem herrlichen Schlussgesang, der uns als Zugabe um der Brooklyner Freunde willen wurde, weil sie den Spuren der Sänger gefolgt waren. — Wie Dr. Martin Luther einst auf der Reise überfallen und von verkappten Rittern nach der Wartburg geführt wurde, so wurden — leider, leider! — auch die Sänger in dem friedlichen New-Rochelle gefangen genommen und auf die Wartburg (das ist ein grosses Waisenhaus mit 200 Insassen) geführt, und zwar von dem Ritter der Feder, dem Hausvater Dr. G. C. Berkemeier. Im wohlverschlossenen Wagen ging es durch die Nebelnacht bergan, die jungen Sänger mussten ins Altenheim, und erst die Vormittagssonne weckte sie von der Anstrengung des Danksagungstages, an dem sie nicht blos bei uns, sondern auch vormittags in Dr. Loch's Kirche in Brooklyn gesungen hatten. Und die Sonne weckte sie zu neuen Liedern. Um die sonntägliche Kirchzeit erklang am Werktage das Wartburg-Glöcklein — nicht die sogenannte „Eating Bell" —, und zur Kapelle zogen die Kinder und pilgerten die Alten. Zu den letzteren rechne ich mich, zu den ersteren meine Familie. Liebliche Kinderstimmen erklangen nach der Begrüssung des Direktors, dann folgte eine Auswahl der schönsten Lieder

des Leipziger Quartetts, frisch und fröhlich vorgetragen und sichtbaren Eindruck auf die Hörer machend. Nach einer Ansprache des Referenten trugen die allzeit sangesfreudigen Sänger noch „Die goldene Sonne“ und das „Christi Wiegenliedlein“ auf besonderen Wunsch vor. Dann vergnügte sich Herr Kantor Röthig mit den Kindern. Die Damen wollten schreiben, sangen aber statt dessen den Bewohnern des Altenheims einige Lieder mit Klavierbegleitung, während der des Basses Grundgewalt darstellende Herr Tannewitz im Sorgenstuhl der Office sass und die neueste Zeitung studierte. Ein fröhliches Mittagsmahl, ein fast allgemeines Photographieren, ein freundliches Händeschütteln und schliesslich ein schallendes „Hurrah!“ der Kinder beschloss den Aufenthalt auf der Wartburg. Und wenn wir an den Rausch des Entzückens denken, in den uns die Sänger hineingesungen haben, so rufen wir immer wieder:

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten
Und hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wieder nach Philadelphia.

Das war ja der reine „Sängerkrieg auf der Wartburg“ am Morgen des 30. November. Tagelang nachher habe ich noch die Folgen davon verspürt, und zwar weniger in der Kehle, als vielmehr in Armen und Beinen. Denn mit 100 Jungen Haschen spielen und Bocksprung üben, das nimmt mit! Es herrscht ein fröhlicher Geist auf der Wartburghöhe. Der allzeit von Heiterkeit übersprudelnde Hausvater weiss durch seinen Humor den Teufel sicherlich ebenso aus dem Hause zu vertreiben, wie einst Martin Luther durch das berühmte Tintenfass. Wir haben uns an dem freimütigen Frohsinn dieser Jugend von Herzen gefreut. Dabei waren die Kinder, wie man sagt, „um den Finger zu wickeln“. Unsere

Sopranistin lockte einen der Kleinen in ihre Arme, sah ihm bewegt ins Auge und meinte liebkosend zu ihm: „Du siehst gerade aus wie mein Walter daheim“. Dem Waisenknaben ging das wie ein süsser Pfeil durchs Herz — er ging hinaus und weinte bitterlich. „O Liebe, du wirkest Wunder in dieser betrübten Welt“: so stehts über des Hauses Pforte. Einen Strahl der Liebe von oben empfangen alle, die hier aus- und eingehen — die Jungen und die Alten! Die Gegensätze berühren sich auch hier auf der Wartburg: Neben dem Kinderheim hat man ein Altenheim eingerichtet. So lernen die Alten mit den Kindern fröhlich sein, während die Kinder den Rat der Alten achten lernen.

Am Nachmittage des Freitags, den 30. November müssen wir zurück nach New-York und von dort mit Carriage und Ferry hinüber nach

Hoboken

zu Pastor Richter, einem Pommer von Geburt. Dass wir hier im „Hôtel Busch“ einige kurze Stunden der Ruhe pflegen können, thut nach den gesellschaftlichen Verpflichtungen der letzten Tage sehr wohl. Ein Weg nach den

nahen Dock-Anlagen am Hudson zeigt mir nicht nur New-York im abendlichen Lichte von tausend und abertausend erleuchteten Fenstern der 20 – 30 stöckigen Häuser, sondern giebt mir auch einen Begriff von dem grässlichen Brandunglücke, das hier im Sommer so viel Menschenopfer verschlang. Die verbrannte „Saale“ liegt noch hier vor Anker. Die Docks beginnt man wieder aufzubauen.

Das Konzert in der schönen Kirche abends 8 Uhr war sehr gut besucht, ging fröhlich und gut und brachte uns dann noch ein Stündchen mit unsern ersten Gastgebern in Amerika, Herrn und Frau Pastor Haas, in Richters Pfarrhause bei einem deutschen Abendbrote zusammen.

Sonnabend, den 1. Dezember, bringt uns Pastor Richter wieder hinüber nach

New-York

zu Pastor Schönfeld, in dessen schöner Kirche, die dichtgefüllt ist, wir abends 8 Uhr singen. Die Stunden bis zum Konzert bringen wir in dem ruhigen Pfarrhause zu. Mit dem Genuss der Ruhe wechseln mehrere Besuche ab, u. a.

der von unserm ehemaligen Schiffsreisegefährten Herrn Sander und Sohn.

Nachdem uns die liebe deutsche Mutter des Herrn Pastor Schönfeld im trauten Heim aufs Beste mit vorzüglich bereitetem Abendbrote erquickt hat, bringt uns ein sehr vigilanter junger Mann, Herr Herrlich, per Droschke ins Hôtel St. Denis, von wo wir nach kurzer Nachtruhe früh 6 Uhr Sonntag, den 2. Dezember, wieder aufbrechen müssen, um per Carriage, Ferry und Pennsylvania Railroad rechtzeitig nach

Philadelphia

zu kommen. Sollten wir doch an diesem 1. Adventsonntage in der Johannis-Kirche im Frühgottesdienste bei Prof. Spaeth einige Lieder singen. Kaum haben wir das liebe Gotteshaus betreten, kaum ist die Orgel verstummt, so heissts auch schon anstimmen: „Nun jauchz' dem Herren" und nach der Predigt „Komm, Gnadenthau". In der Adventspredigt, in der Prof. Spaeth im Anschlusse an den Text: „Saget der Tochter Zion, siehe, dein König kommt zu dir" die Adventsbotschaft, die Adventsgemeinde und die Advents-

bitte meisterlich und herzerquicklich behandelt, kommt er auch auf das Quartett und seine Arbeit in so herzlicher und für uns beschämender Weise zu reden, dass wir nur kopfschüttelnd die Hände falten können im Gebete: Herr, lass uns solches Segens würdig werden! Auf besonderen Wunsch von Prof. Spaeth stimmen wir während der Ausspendung des heiligen Abendmahls noch an „Ich lag in tiefer Todesnacht", dann gehts an ein Begrüssen mit all den lieben Freunden und Bekannten im Johanniskirchenchore. Zum Mittagessen langen wir eben noch rechtzeitig im lieben, trauten Drexelhome an. War das ein Händeschütteln und Umarmen und Küssen! — Und wie blieb bei alledem das Herz so voll des Dankes gegen Den, der unsern Fuss vor'm Straucheln und unsre Stimme vor'm Verstummen auf einer Reise von mehreren tausend Meilen bewahrt hatte! Des Erzählens wollte denn auch kein Ende werden, bis die Pflicht im Hinblick auf die Arbeit des Abends Ruhe gebot. Der Nachmittag gehörte uns.

Am Abende sangen wir in Pastor Oesers Kirche vor gedrängt vollem Hause zum ersten

Male unser neues Programm „Schatzkästlein deutsch-evang. Kirchenmusik bis Bach".

Es war sicherlich eine Aufgabe, dies Programm, das wir über ¼ Jahr nicht mehr geübt hatten — in der Hast des Reisens blieb keine Zeit dazu — hier mustergiltig vorzutragen. Der Herr half gnädig hindurch — wir durften vor überfüllter Kirche der armen Gemeinde und vielleicht auch manchem Herzen fröhlich dienen.

Schatzkästlein deutsch-evangelischer Kirchenmusik

bis auf Joh. Seb. Bach.

Melodien aus der vorreformatorischen Zeit.

1. Christmette.
   - Vom Himmel hoch. Volksweise aus dem 15. Jahrhundert; kirchlich verwendet von Dr. **Martin Luther** 1539. Satz von **Leo v. Hasler** 1608.
   - In dulci jubilo. Melodie vorreformatorisch; 1543 mit vorliegendem Texte kirchlich; Harm. von **Leo v. Hasler** 1608.
   - Joseph, lieber Joseph. Melodie (zu einem Wechselgesange beim Kinderwiegen) a. d. 14. Jahrhundert. Satz von **Ehrhardt Bodenschatz** 1680.

2. Ich weiss ein lieblich Engelspiel. Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Heinrich von Laufenberg 1421), notiert in „Heimlich Psalterspiel“, einer Sammlung ohne Ort und Jahreszahl.

3. O Welt, sieh hier dein Leben. Melodie a. d. 15. Jahrhundert; Satz zu Vers 1 von **Heinrich Isaak** (um 1500); zu Vers 2 von **Michael Praetorius** (1610); zu Vers 3 von **Joh. Seb. Bach** (1729). Mozart schätzte diese Melodie so, dass er seine schönste Musik dafür hingeben wollte.

4. Christ ist erstanden. Melodie a. d. 12. Jahrhundert, einer der ältesten geistlichen deutschen Volksgesänge, zuerst erschienen in Luthers geistlichen Liedern 1531.

Weisen aus dem Reformationszeitalter.

5. Sie ist mir lieb, die werte Magd. Melodie 1512 zuerst notiert, Harm. von **Michael Praetorius** (1571—1621) zu Luthers „Lied von der heiligen christlichen Kirchen“, um seiner religiösen Innigkeit willen sonderlich schätzenswert.

6. Mein schönste Zier und Kleinod von **Johannes Eccard** (1553—1611), aus dessen „Preussischen Festliedern“ Königsberg 1598“, wundervolle, klangschöne Sätze.

7. Komm, Gnadenthau von **Johann Wolfgang Franck** (1641—1690?), aus seinen „Geistlichen Melodien“ 1687, mit neuen Texten von Osterwald, herausgegeben von D. H. Engel.

8. Nun jauchz' dem Herren von **Melchior Franck** (1573—1639), aus dessen „Melodiae sacrae“ (1600 bis 1607), einem reichen Sammelwerke, dem auch die herrliche Melodie „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ entstammt.

Gesänge aus der nachreformatorischen Zeit.

9. Vater voller Güte von **Johannes Löhner** (1637), Organist in Nürnberg; wenig bekannt, aber von besonderer Schönheit in Melodie und Satz.

10. „O Haupt voll Blut und Wunden", Melodie ursprünglich weltlich (von Hasler 1601), kirchlich verwandt 1613; Satz zu Vers 1 von **Leo v. Hasler** (1554—1612), zu Vers 2 von **Johannes Crüger** (1589—1662), zu Vers 3 von **Joh. Seb. Bach** (1685—1750).

11. „Ehre sei dir, Christe" von **Heinrich Schütz** (1585—1655), in musikalischer Auffassung und Durchführung seiner Zeit wie seinem grossen Nachfolger Bach um ein Jahrhundert voraus.

12. „Der Herr wird's versehn." Melodie von **W. Croft** (1668—1727), eingeführt in die evang. Kirche durch **Georg Friedrich Händel** (1685—1759), dem daher die Melodie auch häufig zugeschrieben wird.

Ueber 400 Dollar blieben an diesem Abende zur Deckung der Kirchenbauschuld übrig. Da gabs denn ein fröhliches Beisammensein mit lieben Freunden bei Pastor Oeser. Die Heimfahrt nach dem Drexel-Home zu mitternächtlicher Stunde gestaltete uns unser pennsylvanisch-deutscher Kutscher recht kurzweilig. „O, ich schwätz alle Sproch", meinte er wichtig, konnte aber dabei weder ordentlich deutsch noch englisch. „Wenn Du länger dawärst, Dich wollte ich aber in Philadelphia rum-

fahren“ lautete der Abschiedsgruss — wahrscheinlich hatte ich im Schlafe seinem Sprachengeschwätz recht geduldig zugehört, sodass er mir nun noch was Liebes sagen wollte.

Montag, der 3. Dezember, war zunächst einigen Besuchen gewidmet. Früh 10 Uhr nahm uns Pastor Wischan mit in die von ihm gegründete Samariterherberge, ein Asyl für Obdachlose, in dem in den 5 Jahren seines Bestehens bereits über 50 Tausend fanden, wo sie ihr Haupt hinlegen konnten. Die Anstalt machte trotz ihrer täglich wechselnden und sicherlich nicht immer anmutenden Gäste einen blitzsauberen Eindruck. Das Verwaltungs-Komitee hatte eben eine Sitzung, da stimmten wir denn schnell „Die güldne Sonne“ an, war doch hier schon mancher Sonnenstrahl gefallen in trostlose, heimatlose Gemüter, unter denen sicher auch viele Deutsche waren.

Die nächsten Stunden gehören wohl zu den interessantesten, die wir in Amerika verlebten. Sie galten einem Besuche der Universität im Südwesten der Stadt. Hier wurden wir dem berühmten Assyriologen Prof. Hilprecht vorgestellt, welcher uns in sein Museum der assyrischen und babylonischen Ausgrabungen führte.

Ein weiter Marmorbau ist angefüllt mit Raritäten aus der frühesten Zeit des Menschengeschlechts. Die Ausgrabungen erstreckten sich auf die älteste Stadt Babylons Nippur, die ihre Blütezeit etwa 6000 Jahre vor Christo hatte. In dem alten Regierungspalaste und dem Baalstempel wurden teils über, teils unter dem Wüstenboden 16,000 Bände gefunden, welche die Wahrheit der biblischen Berichte zur Evidenz beweisen.

Da liegt ein Backstein aus dem Jahre 3700 v. Chr. mit dem Stempel des Königsnamens und der Jahreszahl. An jenem Steine (er sieht wie Basalt aus) ist Abraham vorüber gegangen. Er stammt aus Ur und Chaldäa und war der Thürstein eines Tempels mit der Inschrift nach aussen, die Abraham also gelesen haben muss. Rechnungen und Quittungen auf Stein aus der Zeit von 3800 v. Chr. mit Namen von biblischen Königen liegen in Menge da. Hier steht ein Thoncylinder, als Inschrift ein Verzeichnis sämtlicher Bauten Nebukad-Nezars enthaltend. Eine Menge von Steuerlisten auf Stein aus dem Jahre 2400 v. Chr. erzählen von den damaligen Staatseinrichtungen. Aus der Zeit 4000 v. Chr.

stammen eine Unmenge kleiner Steine mit Siegelabdrücken. Diese Abdrücke wurden hergestellt durch kleine Rollsiegel aus Stein, unserem Nudelholze ähnlich, die über Thon gerollt wurden. Dort liegen auf Stein geschriebene babylonische Briefe. Etliche davon stammen wohl von Kinderhand; sie sind mangelhaft geschrieben, korrigiert, und dürfen wohl als Schreibübungen betrachtet werden, ebenso wie ein von einem Kinde geschriebenes 1×1. Daneben liegen Goldschmiedearbeiten von wunderbarer Feinheit aus der Zeit Nebukad-Nezars. Hebräische und chaldäische Schalen mit Inschriften und Zaubersprüchen, Vasen und Mumien aus Egypten. Wieviel Zeit müsste man haben, um diese Riesenarbeit nur zu besichtigen, geschweige denn zu würdigen. Und das alles hat der Fleiss eines Mannes zusammengetragen und geordnet! Die Ausgrabungen wurden anfangs aus Privatmitteln begonnen, später mit Staatsunterstützung fortgeführt. Prof. Hilprecht spricht 27 Sprachen. Was aber das Schönste ist: Er hat Den nicht aus dem Auge verloren, „von dem alle Zungen bekennen sollen, dass Er der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters“. Er ist ein bibel-

gläubiger Mann, dabei auch ein Kreuzträger, der nicht bloss die Schwäche im eigenen Fleische sieghaft trägt, sondern auch die stete Sorge um seine Gattin, welche krank in Deutschland darniederliegt. Als wir ihm zum Danke inmitten alles dessen, was er zu neuem Leben erweckt hat, das „Christ ist erstanden" anstimmen, da stehen ihm die Thränen der Rührung in den Augen. Mit herzlichem Händedrucke verabschieden wir uns von dem seltenen Manne, haben aber die grosse Freude, ihm am Abende nochmals beim Konzerte in der Zionskirche zu begegnen, wo ihm „das geistliche Volkslied" tief zu Herzen geht.

Ueber dem Anschauen dieser wirklichen „Raritäten" versäumten wir freilich unser Mittagessen im Drexel-Home. In solcher fatalen Lage winkt jedoch in Philadelphia immer ein Ausweg: der „Ratskeller". Diesen suchten wir schleunigst auf und wurden wie immer sehr gut verpflegt. Am Nachmittage begleiten uns Frau Pastor Goedel und Dr. Marie Bauer auf einigen Einkaufswegen. Wenns dabei auch zu wirklichen Einkäufen nicht kam, so waren doch die Wanderungen durch die grössten Geschäftshäuser Philadelphias sehr unterhaltend.

Man verlange bei „Wanamaker“ „eine Stecknadel“, und man wird prompt bedient. Man frage nach einem „weissen Elephanten aus Siam“ und flugs wird ein halbes Dutzend davon zur Auswahl vorgeführt. Da wir augenblicklich aber weder an Stecknadeln noch an Elephanten Bedarf hatten, so kauften wir — nichts, sintemalen die Kostüme nicht passend — im Preise! — waren.

Abends 8 Uhr fand das letzte Konzert in Philadelphia in der Zionskirche statt. Eine mehr als grosse Zuhörerschaft hatte sich nochmals eingefunden. Pastor Wischan hielt die einleitende Ansprache so herzlich, dass das Auditorium bald zum Lachen, bald zum Weinen gezwungen wurde. „Es heisst“, meinte er unter anderem, „die Sänger singen heute zum letzten Male in Philadelphia. Glaubts ihnen nicht! Die kommen wieder! Schon liegen Einladungen aus allen Himmelsrichtungen vor. Die durchziehen unser Abendland noch einmal von Pennsylvanien bis St. Franzisko, von Canada bis Californien“. — Was sollen wir dazu sagen? Es ist ein Feuer im Lande entfacht. Gott allein weiss, wo es hinaus will. „Wiederkommen, nur wiederkommen!“ heisst es am

Schlusse der Aufführung von allen Seiten, während die Damen den Wagen besteigen, um ins Drexel-Home zu fahren. Wir andern erquickten uns noch im „Ratskeller“. Wahrscheinlich ergings den lieben Philadelphier Freunden bezüglich des Ratskellers wie so manchem anderen: Man lernt einen und den andern einheimischen Platz erst kennen und schätzen, wenn man einmal Besuch bekommt — sonst kommt man nicht hin.

Zu den „Spitzen“ der „Vereinigten Staaten“.

Dienstag, den 4. Dezember, beginnt nochmals eine kurze Reisezeit. Wir müssen nachmittags nach

Columbia Pa.,

eine Stadt an der Bahnlinie nach Harrisburg, und zwar mit dem „Bummelzuge“ (auch solche giebts im Lande der „schnellsten Eisenbahnen der Welt“), weil die Schnellzüge an dieser Station nicht halten. Eine liebe Freundin des Quartetts, Frau Organist Zehme aus Harrisburg, die nach Philadelphia zum letzten Konzerte gereist ist, begleitet uns auch hierher. Der Tag ist so unfreundlich wie nur möglich. Es giebt Sturm und Regen. Wer soll da in dem kleinen Orte mit wenig

Deutschen zum Konzerte kommen? Aber siehe da: bei unserer Ankunft gegen 6 Uhr abends hörts auf zu wettern, um 8 Uhr steht der lichte Mond vor den Sternen. Die bescheidene Methodistenkirche ist von 500 Hörern gefüllt. War der Umschlag des Wetters für den lieben Pastor Niemann schon eine Gebetserhörung, so war die Aufführung selbst für ihn und seine freundliche Pfarrfrau eine Herzstärkung, über die sich ein Hausfreund im „Luth. Kirchenblatte" folgendermassen auslässt:

Liebes Kirchenblatt!

Du hast schon oftmals in deinen Spalten rühmend des Leipziger Quartetts gedacht und das mit Recht, denn die Leistungen der lieben Leipziger Singvögel sind es wahrlich wert. Schreiber dieses hörte die lieben Sänger in Harrisburg und wurde so begeistert durch ihren Gesang, dass er nur den einen Wunsch hegte, noch eins ihrer unbeschreiblich beseligenden Konzerte zu hören. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, denn am 4. Dezember gaben die lieben Sänger in Columbia auf die Bemühungen der deutschen ev.-luth. Gemeinde daselbst und ihres Pastors Johannes Niemann, ein Konzert, betitelt „Die Festzeiten". Eine geeignete Halle konnte in Columbia nicht gefunden werden, die lutherischen Kirchen sind nicht geräumig genug, und so musste man zur Ersten Methodisten-Kirche greifen, die gegen 8—900 Personen Platz bietet. Trotz des ungünstigen Wetters während des

Tages, der Regen strömte vom Himmel hernieder, war die Kirche, zumal da der liebe Herr im letzten Augenblicke das Gewölk sich zerteilen und die Sterne hier und da durchblinken liess, fast bis zum letzten Platze gefüllt. P. Mehrkam, von der englisch-luth. Kirche, stellte die Sänger vor. Ausser ihm waren Pastoren aus der Stadt und Nachbarschaft erschienen, ja selbst von weiterer Entfernung. Geräuschlose Stille und Andacht herrschte bis zum letzten Augenblicke, viele sassen da mit gefalteten Händen, so dass man es ihnen anmerkte, sie waren für eine Stunde von der Erde versetzt in den Himmel. Wahrhaft himmlische Musik war es, ein Vorschmack, wie es im Himmel sein wird, wenn die himmlischen Heerscharen dem Herrn das Halleluja und Hosianna zujauchzen. Ein Gottesdienst war es, dessen gesungene Predigt ein Herz von Stein hätte rühren sollen. Nach dem Konzert hörte man unter Deutschen wie Amerikanern Columbias nur eine Stimme: „Das war das Herrlichste und Schönste, was wir je gehört haben.“ Am Abend durfte Schreiber dieses im Hause seines lieben Freundes, P. Niemann, mit den Sängern noch einige köstliche, fröhliche Stunden verleben. Die liebe Hausfrau, die der Kochkunst kundige deutsche Organistentochter, hatte es an einer deutschen Mahlzeit nicht fehlen lassen. Wie waren die lieben, einfachen Gäste so hoch erfreut, endlich einmal nach den unzähligen Hühner- und Truthahnbraten mit all den amerikanischen Zuthaten, wie in der Heimat essen zu können, falschen Hasen, Aal in Gelee, und obendrauf ein Gläschen köstlichen importierten Rebensaft. Und als sie nun gar erst hörten, dass sie am nächsten Morgen bis 10 Uhr

schlafen durften, da waren sie erst recht froh, drückten dem fürsorgenden Hausherrn die Hand und sagten: Sie sind doch ein zu lieber Pastor. Schlaf that den Lieben wirklich einmal not, und besonders dies Mal, nach dem man sie diese von Philadelphia nach Columbia in einem Bummelzuge erster Güte hatte unternehmen lassen. Am nächsten Tage gingen wir auseinander, aber nicht ohne unsere Augen in Salzwasser zu baden, denn die liebwerten Singvögel aus der deutschen Heimat hatten unser aller Herzen dahin, sie sind ausgezeichnete Menschen und Christen. Als der Zug nach Reading sich in Bewegung setzte, da stand der Herr Direktor noch lange am hinteren Wagenfenster und winkte dem neugewonnenen Freunde in Columbia einen wehmütigen Scheidegruss zu und er ihm. Scheiden und Meiden thut weh, wenn solch liebe, brave Leute die Abschiednehmenden sind. Wir aber rufen ihnen aus vollem Herzen nach: Gott geleite sie sicher zu ihren Lieben und schenke uns im nächsten Jahre ein fröhliches Wiedersehen! H. L.

Wahrlich, nicht unser Lob will ich singen durch Wiedergabe derartiger Artikel (sie machen uns schamrot im Hinblick auf unsere Schwachheit), sondern die Liebe derer, die uns getragen haben im Gebet und Flehen für unsere Arbeit.

Mittwoch, den 5. Dezember, gehts also weiter nach

Reading, Pa.,

das wir auf der allerersten Reise schon berührten. Hier feiert Pastor Dr. Kündig sein 40jähriges Amtsjubiläum im Kreise seiner Freunde. In seiner Kirche singen wir abends gleichsam als Nachfeier „das geistliche Volkslied" vor überfülltem Hause, in dem schon eine Stunde vor Beginn der Aufführung kein Platz mehr zu haben war. Die Kollekte betrug an diesem Abende ziemlich 1000 M. — Wie es Pastor Kündig gelungen ist, alle seine Gäste diese Nacht zu beherbergen, ist uns unbegreiflich. Gern hätten wir den Jubilar durch ein Morgenständchen aus den Federn geholt, aber der Vogel war längst ausgeflogen trotz seiner 70 Jahre. Fast gings uns hier so wie beim Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld, dem wir auch vor Jahren ein Morgenlied singen wollten, dieweil er schon auf Berufswegen war, sodass wir seinen — Stiefelputzer ansangen. Man soll sich aber über solch scheinbares Missgeschick nur beileibe nicht ärgern, sintemalen man nicht weiss, wozu's gut ist. Dort in Bielefeld durften wir ohne Wissen einen sterbenskranken Sohn im Dach-

kämmerlein erfreuen. Vielleicht hatte auch das Misslingen in Reading sein Gutes. Wenigstens hat mir die Schwester des Jubilars an jenem Morgen manche gute Lehre mit auf den Weg gegeben, und dafür bin ich ihr dankbar und mehr noch meine liebe Frau.

Donnerstag, den 6. Dezember, müssen wir zeitig aufbrechen, denn wir haben einen weiten Weg vor uns. In Begleitung von Pastor Bielinski fahren wir zunächst nach Philadelphia, wo im Verein mit Pastor Ohl im Ratskeller das Mittagessen eingenommen wird. Gegen 3 Uhr wird die Reise fortgesetzt nach

Baltimore.

Damit durchfahren wir ein Gebiet, das wir bisher noch nicht berührt haben: den Delaware-Staat. Anfangs läuft die Bahn längs des 1—2 Meilen breiten Delaware-River hin. Liebliche Landhäuser liegen an den Ufern, Kähne schaukeln lustig auf seinen Wellen. Im Sommer muss es hier reizend sein! Auf mächtiger Brüke überschreitet die Bahn dann den Susquehanna-River, durchschneidet auf Dämmen etliche Meeresarme — wir sind am Ziele. Zwei junge Geistliche nehmen uns in Empfang.

In 2 Karossen durchfahren wir die Stadt, wohl die „schwärzeste“, die wir sahen; denn jeder dritte, vierte Mensch ist ein Neger. Hier wirds einem in Wahrheit „schwarz vor den Augen“. Dass die Stadt (über ½ Mill. Einw.) einen feinen Eindruck mache, kann man nicht sagen; wir müssten denn gerade durch besonders schmutzige und ärmliche Viertel gefahren sein. Reich an Schönheiten ist dagegen die Umgebung mit dem Druid Hill Park. Endlich halten wir vor einem deutschen Hôtel. Nach kurzer Ruhe bereiten wir uns zum Konzert vor, das in der nicht allzugrossen, aber akustisch günstigen Lehmanns-Hall stattfindet. Das Haus ist ausverkauft. Pastor Ohl spricht die Begrüssungsworte, mit denen er die Hörer zugleich ins Programm einführt. An diesem Abende ist mirs wieder einmal recht klar geworden, wie das Lied ein Gemüt bezwingen kann. Pastor Ohl, ein von Haus aus etwas zugeknöpfter Charakter, wird, nachdem er das Quartett wohl schon 10 und mehr Male gehört hat, hier so gerührt, dass er kaum Worte finden kann für sein Empfinden. Es ging aber, Gott Lob, auch herrlich, was uns nach den körperlichen und seelischen Anstrengungen mit

doppeltem Danke erfüllt. Ich will niemanden mit unsern grossen und kleinen Sorgen um das Gelingen eines jeden Konzertes langweilen; wer sie aber einmal mit gekostet hat, wie die lieben Freunde in Reading, der wird das Dankesgefühl für jede gnädige Durchhilfe unseres Gottes verstehen.

Viel Zeit blieb uns freilich nicht übrig in Baltimore, uns des Erfolges zu freuen. Nicht einmal die verpfefferte Suppe auf dem Bahnhofe konnten wir geniessen, wenn wir nicht den Schnellzug nach Washington versäumen wollten. Dahin aber müssen wir noch an diesem Abende, da am nächsten Morgen, Freitag, den 7. Dezember, in

Washington

Präsident Mac Kinley das Quartett im „Weissen Hause" empfangen will, eine Ehrung, die unser vielgeliebter Freund Prof. Spaeth den Sängern erwirkt hat. Da wir erst gegen 11 Uhr nachts in Washington ankommen und der Kongress eben tagt, finden wir nur noch auf Pritschen im Parlor des St. James-Hôtels notdürftige Nachtruhe. Während der Morgenstunden kommen die übrigen Herren vom Komitee aus

Philadelphia an, sodass wir um 8 Uhr alle zum Breakfast fröhlich versammelt sind. Um 9 Uhr fahren wir in corpore zur Wohnung des Präsidenten, dem sogenannten „Weissen Hause". Es ist dies ein schmuckloses, weisses Gebäude inmitten eines grossen Gartens. Hier giebts zur Osterzeit für die Kinder von Washington alljährlich ein grosses Fest. Eigene Kinder hat der Präsident nicht.

Nach dem Betreten des Hauses werden wir von etlichen Dienern in die oberen Gemächer geleitet. Die Einrichtung derselben ist bürgerlich einfach. Im Empfangssaale warten wir etwa 10 Minuten, durch die hohen Fenster den Blick nach dem Washington-Monumente geniessend. Unterdessen sind einige der Senatoren in den Saal getreten. „Good morning" tönts von hüben und drüben, und „How do you do"? klingts zurück. Mit übergeschlagenen Beinen sich auf Tischkante und Sophalehne placierend, wird von den Herren die ungezwungenste Unterhaltung eröffnet. Da thut sich die Thüre an der uns gegenüber liegenden Wand auf. Mit flinken Schritten tritt ein mittelgrosser, untersetzter Mann herein in dunklem Jacketanzuge mit einer roten Nelke im linken

Knopfloche. Aus seinen Augen leuchtet fröhlicher Mut. Seine Gesichtszüge drücken grosses Wohlwollen gegen andere, behagliches Geniessen seinerseits aus. Jede seiner Bewegungen ist schnell, fast jugendfrisch. Das also ist der Präsident der Vereinigten Staaten, Mac Kinley! Nach kurzer Begrüssung der Senatoren tritt er auf unsere Gruppe zu. Prof. Spaeth stellt die Einzelnen vor. Der Präsident reicht jedem mit herzgewinnendem Blick die Hand, die wir, wie es hier zu Lande Sitte ist, kräftig „schütteln". Dann erkundigt er sich wohlwollend näher nach der Sache, der wir dienen. Gern würde er das Quartett, wenn es noch anwesend wäre, am Nachmittage in seine Familie bitten, um dort einigen Liedern zu lauschen; im Augenblicke sei die Zeit zu stark besetzt. Gesegneten Fortgang der Arbeit und glückliche Heimkehr ins deutsche Vaterland wünschend, reicht er jedem freundlich die Hand. Mit einem dankbaren Blicke in die blauen Augen verabschieden wir uns von dem z. Z. berühmtesten Manne Amerikas. Ich aber fand, dass der echte Amerikaner und unsere alten Kirchenmelodien doch etwas gemeinsames haben: scheinbar ohne Gesetz, sich frei

bewegend, tragen sie doch beide die Harmonie an der Stirn, in Geist und Gliedern! —

Nun wurden wir in den verschiedenen Räumen des „Weissen Hauses“ umhergeführt, in den blauen und roten Saal, die für den Empfang fürstlicher Personen bereit stehen. Und dabei stieg die Erinnerung an so manchen feierlichen Augenblick vor unserer Seele auf, wo wir vor deutschen hohen Fürstlichkeiten stehen und zeugen durften von der Töne Allgewalt in den Liedern unserer Kirche. Da stand im Geiste das Schloss von Ballenstedt vor uns, wo wir an jenem Cantate-Sonntage Ihrer Hoheit der Herzogin und kurze Zeit darauf an ihrem Geburtstage ihren fürstlichen Gästen zu Herzen singen durften. Wir fühlten uns wieder versetzt in den Dom zu Braunschweig, in dem wir dem kunstsinnigen Prinzen Albrecht, Kgl. Hoheit, unsere Programme vortragen durften. Wir erinnerten uns der Paulskirche zu Schwerin, in der die höchsten Herrschaften sich regelmässig zu unsern Konzerten einfanden und bei den darauf folgenden Audienzen an der kirchlichen Kunst so reges Interesse nahmen. Wir gedachten endlich jener stillen, abendlichen Stunde in der kleinen

Kirche zu Eckernförde, wo II. K.K. H.H. Prinz und Prinzessin Heinrich die Aufführung mit ihrem Besuche beehrten und wo ich in der in leutseligster Weise geführten Unterhaltung die alten Melodien mit den preussischen Soldaten vergleichen durfte, die zu keiner Zeit und vor keinem Feinde die Waffen strecken. —

„Berittene Mitchristen“ pflegte jener Garnisonprediger seine Kürassiere anzureden. Mitstreiter für den Herrn und sein Evangelium durften wir finden von Kontinent zu Kontinente in Palast und Hütte, an geweihter Stätte der Andacht und im stillen Kämmerlein, in den rauschenden Volksversammlungen in grossen Sälen wie an den Orten christlicher Liebesthätigkeit und im ruhigen Krankenzimmer am Bette der stillen Dulderin. Wenn wir uns alle durch Gottes Gnade einst droben wiederfinden werden, vielleicht geht dann auch der Wunsch jenes alten Mütterchens an der Kirchthüre zu Neumünster in Erfüllung: „Euch Viere möchte ich einmal im Himmel singen hören!“ „Dann singen wir im höhern Chor Ihm tausend Halleluja vor.“ —

Aber noch hatten wir die „höchste Spitze“ der Vereinigten Staaten nicht erreicht. Die ist

erst das Washington-Monument, ein aus weissem Marmor erbauter, 582 Fuss hoher Obelisk, „ein an Würde und Einfachheit unerreichtes Denkmal eines grossen Mannes.“ Mit dem Elevator fährt man in 8 Minuten bis zur Spitze, die ein prächtiges Panorama der Stadt und ihrer Umgebung beherrscht. Im Sonnenglanze lag die Gegend vor uns, sollten wir da nicht „Die güldne Sonne“ anstimmen mit der schönen Strophe: „Mein Auge schauet, was Gott gebauet“? Und wie den Vogel an den Federn, so erkennt man an den Liedern den Deutschen. Da waren Darmstädter und Pfälzer, sogar Bekannte aus der lieben Heimat. Es kommt eben doch auf die Rede des Oberlausitzer Poeten hinaus: „Allentcha a Bautzner.“

Das grossartigste Gebäude von Washington und in den Vereinigten Staaten überhaupt ist wohl das Capitol, das Staatsgebäude, etwa unserm Reichstagsgebäude und Reichsgericht vergleichbar. Es ist dies ein gewaltiger Kuppelbau aus Sandstein mit zwei Flügeln aus weissem Marmor. Die Hauptfassade ist nach Osten gerichtet, da sich aber die Stadt wider Erwarten im Laufe der Zeit nach Westen zu ausgedehnt hat, so dreht der Bau der Stadt

heute den Rücken zu. Marmorne Treppen führen zu der mächtigen Rotunde, in der die Geschichte des Landes in Bildern dargestellt ist. In diesem wundervoll akustischen Raume stimmen wir das „Christ ist erstanden“ an. Wie von Flügeln getragen, schweben die Töne zu der 55 m. hohen Kuppel hinauf, sich in hundertfachem Wiederhall verlierend. Und einen Augenblick steht das flutende Leben da unten still. Die Anwesenden entblössen ihre Häupter: „Hut ab zum Gebet!“ Dann strömt alles wieder durcheinander. Im grossen Saale ist eben Kongresssitzung. Unter ziemlicher Unruhe des Hauses wird eben über die Zulässigkeit der Kunstbutter verhandelt, wobei einige Kistchen dieses Produktes „zum Kosten“ unter den Abgeordneten hin und her wandern. Die lebhaften Amerikaner ihre Ansichten vortragen und mit Händeklatschen und heftigem Gestikulieren verfechten zu sehen, ist recht interessant. Eine Anzahl Knaben bedienen die Abgeordneten in den Sitzungen. Im „Senate Chamber“ wohnen wir einer Sitzung des Senats bei, die weit würdevoller und ruhiger verläuft, als die des andern Hauses.

Wenn ich nun noch des Besuches der wundervollen, aus Marmor aufgeführten und mit Kunstwerken reich ausgestatteten Kongress-Bibliothek in der auf elektrischem Wege die Bücher (4 bis 5 Millionen Bände) augenblicklich zur Stelle geschafft werden, und in welcher der Sohn unsres ehemaligen Leipziger Professors König unser Führer war, Erwähnung thue, so wären damit die Hauptanziehungspunkte von Washington genannt.

Die Heimfahrt nach Philadelphia (zur Feier des Tages im Pullmann-Car) gestaltete sich nach den Ereignissen des Tages zu einer sehr fröhlichen. Bei der Ankunft packten wir unsere Damen in einen hübschen Wagen, während die Herren vom Komitee zum letzten Male mit uns im — Ratskeller einkehrten. Pastor Wischan, welcher auch sogleich den heimatlichen Penaten zusteuerte, mochte wohl denken: „Die Sänger trinken also auch selbst dann, wenn sie keine Aufführung gehabt haben, ein gutes Glas Bier.“

Abschiednehmen.

„Man reicht sich wohl die Hände,
Als wärs für immerdar,
Und plötzlich ists zu Ende,
Da es am schönsten war."

Fast kommts uns wie ein Traum vor, dass wir nun Abschied nehmen sollen von all den lieben Menschen und Orten, die wir hier kennen lernen durften. Wie im Traum gehen besonders unsere Damen von Stube zu Stube im Drexel-Home, mit ihrem lieben Dr. Marie Bauer, mit Frau Oberin und all den lieben Schwestern verstohlen manchen Händedruck, manchen vielsagenden Blick wechselnd. Mechanisch packen wir unsere Sachen zusammen. All die Bilder, die uns die Liebe mitgab, wecken noch einmal die Erinnerung an so viele treue Seelen, denen wir, auch wenn wir uns

nicht nahe von Angesicht sehen, in Treue verbunden bleiben.

Sonnabend, den 8. Dez. nachmittags fuhren wir in Begleitung von unserm lieben Prof. Spaeth hinaus nach Germantown ins Waisenhaus. Doch davon lasse ich am besten den lieben Hausvater selber erzählen:

> Da kam das Leipziger Quartett zu uns heraus und sie, die nun schon mehrmals für unsere Anstalt gesungen hatten, sangen nun in der Kapelle vor uns. Wie sich jung und alt an den herrlichen Liedern erquickte! Nachdem die Kinder das Hosianna und einen Psalm gesungen hatten, traten drei derselben aus dem Kreise hervor und brachten den lieben Gästen Gruss und Bitte dar, wie folgt. Ein kleines Mädchen fing an:
>
> „O, ihr lieben Sängersleute,
> Wie gross war doch unsre Freude,
> Als wir von Papa vernommen,
> Dass ihr wolltet zu uns kommen!
> Und die schönen Lieder singen
> Die uns so viel Freude bringen —
> Lieder von dem Heiland mein
> Und den lieben Engelein."
>
> Darauf ein Junge:
>
> „Grüss euch Gott!" so rufen alle
> Wir euch zu mit frohem Schalle,
> „Grüss euch Gott in unsrer Mitt!
> Lasset nun die Lieder klingen,
> Die uns Gottes Liebe singen,
> Das sei heute unsre Bitt'."

Und eins der kleinsten Mädchen sprach:

Und wenn ich den Wunsch dürft wagen,
Möchte ich euch freundlich fragen,
Singt vom lieben Engelspiel,
Singt vom Heiland, der erstanden
Von des finstern Todes Banden,
Singt, o singt uns doch recht viel.

Und der Bitte willfahrend, sangen die lieben Sänger ein Stück ums andere: „Ich weiss ein lieblich Engelspiel," „Christ ist erstanden," „Die güldne Sonne" u. s. w. Ein gesungenes Evangelium! Ein herzliches Dank-Schön! aus hundert kleinen Kehlen ihnen zugerufen, war ihr Lohn dafür — doch wird Er, der keinen Trunk kalten Wassers unbelohnt lässt, ihnen diese Liebesthat an den armen Waisen und den Alten und Kranken nicht vergessen. Vergelt's Gott!"

Darauf folgte eine stille Abschiedsstunde in Prof. Spaeths Hause: eine liebliche Adventsfeier, bei welcher die lieben Kinder, indem sie ein Lichtlein nach dem andern am Adventsbaume ansteckten, die Verheissungen auf Jesum aufsagten und wir gemeinsam die schönsten Weihnachtslieder, zum Teil von Prof. Spaeth selbst komponiert, anstimmen. Den Abend verlebten wir mit dem Kirchenchore zu St. Johannis in dem gastlichen Hause eines Chormitgliedes, wo ein herzlicher Abschied in

Liedern gefeiert wurde, bis uns das „Guten Abend, gut Nacht“ von Brahms zu mitternächtlicher Stunde das Heimgeleite gab.

Sonntag, den 9. Dezember haben wir noch in Wilmington, einer kleineren Stadt in der Richtung nach Baltimore zu, einen Gesanggottesdienst zu halten, der anstelle des Predigtgottesdienstes angesetzt worden war. Dabei ging uns selbst wieder einmal die ganze Schönheit und Tiefe des geistlichen Liedes auf. Was Wunder, dass auch die Herzen der Hörer mächtig ergriffen wurden. Das liebliche Gotteshaus, die lauschende Gemeinde, der ganze schlichte Gottesdienst, den der Pfarrer mit einer Schriftverlesung einleitete, alles stimmte zur Andacht.

Als wir gegen Abend ins Drexelhome zurückkehrten, wartete daselbst schon eine zahlreiche Zuhörerschaft auf das Abschiedsprogramm „Schatzkästlein.“ Im marmornen Treppenhause sangen wirs. Alles, was Beine hatte (im Hospitale kann man das ja nicht von allen sagen!) war versammelt. Von vielen Freunden und Bekannten nahmen wir an diesem Abende schon Abschied, von den andern am nächsten Morgen, Montag, den 10. Dezember.

Während wir noch in den Federn ruhen, stimmen auf dem Korridore etliche Schwestern dreistimmige Lieder an, so schön, ach so schön, wie wirs in Amerika sonst kaum gehört haben. Ihr lieben Sängerinnen, unsern Herzensdank für diese Erquickung! Du, liebe Schwester Julie Mergner, du setzest mit dieser Arbeit im geistlichen Gesange deinem Vater, dem gottbegnadeten Sänger geistlicher Lieder, das schönste Denkmal.

Am letzten Mittagsmahle nehmen die Komiteemitglieder teil. Einer der Herren nimmt jeden von uns Vieren still beiseite, sieht ihm scharf ins Auge, drückt ihm fest die Hand und spricht feierlich: „Nicht wahr, Sie kommen wieder?“— Dann noch ein Abschiedslied. — — — —

Habe tausend Dank, du liebes Haus! Du bist uns im fremden Lande zur Heimat geworden. Du hast uns gepflegt und getröstet, wie einen nur seine Mutter pflegen und trösten kann. Von je her hat sich die „weisse Haube“ wie ein lichter Streifen durch unsere Reisen gezogen. Wenn wir nun wieder, wie schon so oft, in Flensburg, Frankfurt, Darmstadt oder anderswo in den stillen Räumen eines Diakonissenhauses gastliche Aufnahme finden wer-

den, dann werden wir auch singen und sagen von dem „Drexelhome“ in Philadelphia.

Professor Spaeth begleitet uns am Nachmittage bis nach New-York. Hier gilts, am Abende noch ein Abschiedskonzert in Dr. Wenners Kirche zu veranstalten. Zwar wird uns auf der Reise unsere Altistin plötzlich bedenklich krank. Bei ihrer Pflege geht unsere Sopranistin über die Kraft. Halb 8 Uhr sind wir noch unschlüssig, ob wir um 8 Uhr unsere Aufgabe lösen können. Mit dem Seufzer: „O Herr, hilf; o Herr, lass wohlgelingen!“ betreten wir den kleinen Altarplatz der dichtgefüllten Kirche. So führen wir auch dieses letzte Konzert — das schwerste von allen — mit Gottes Hilfe nach Kräften glücklich durch.

Ob wir unsere Altistin am nächsten Morgen krank in Amerika zurücklassen müssen? — Schon ist meine liebe Frau bereit, das Mutterherz zu bezwingen und die Kranke erst gesund zu pflegen. Aber Gott hat Erbarmen! Am nächsten Tage ist die Krisis überwunden.

Dienstag, den 11. Dezember früh 9 Uhr bringt uns unser lieber Professor aufs Schiff. Die „Lahn“ soll uns in die Heimat hinübertragen. Eine Anzahl lieber Freunde, Pastor

Schönfeld mit seinen beiden Diakonen u. a. finden sich noch zum Abschiede persönlich ein; andere senden Kartengrüsse. Um 10 Uhr lichtet die „Lahn“ ihre Anker. Die Schiffskapelle übertönt mit ihren Weisen unser Abschiedslied. Dann verhüllt uns der Rauch der Schiffsmaschine alle die lieben Gesichter. — „Gott befohlen! Auf Wiedersehn, zunächst im deutschen Vaterlande!“ Und „voll Dampf voraus“ gehts der Heimnt zu.

Der „N. Pr. Kreuz-Ztg.“ geht aus Amerika unterm 7. März 1901 nachstehender Schlussbericht über die ganze Reise des Quartetts zu:

> Während es in der Regel keine Schwierigkeiten macht, Europas Künstler mit amerikanischem Honorar herüberzulocken, wurde in diesem Falle der amerikanische Dollar mit Verachtung gestraft; denn unsere Leipziger wollten nicht um des Geldes willen, sondern nur zur Ehre Gottes singen. So vereinbarten sie denn ein verhältnismässig sehr bescheidenes Honorar und überwiesen alle Ueberschüsse, die in der kurzen Zeit etwa 50,000 Mark betrugen, wohlthätigen Anstalten (Schulen, Kranken- und Waisenhäusern, Kirchen etc.). Dieser finanzielle Erfolg ist jedoch Nebensache. Der Schwerpunkt der ganzen Reise liegt in der Wirkung des deutsch-evangelischen Kirchengesanges auf Geist und Herz der amerikanischen Bevölkerung. Und diese Wirkung war

eine überwältigende. Die Reise bedeutet einen Siegeszug der deutsch-evangelischen Kirchenmusik durch Amerika.

Das Publikum hatte bis dahin vom Leipziger Quartett nichts gewusst. Ausländische Künstler sind hier nichts Seltenes und gedruckte Empfehlungen, im Lande der Reklame stets im höchsten Superlativ gehalten, verschlagen nichts mehr. Als aber die ersten Konzerte im Osten gewesen waren, als Kritiker, Künstler und Laien, geistliche und weltliche Stimmen in allen Sprachen unseres vielsprachigen Volkes des Rühmens kein Ende fanden, da änderte sich die Sache mit einem Schlage. Mit amerikanischer Geschwindigkeit drang ihr Ruf durchs ganze Land, und mit amerikanischer Energie wurden im ganzen Lande geistliche Konzerte veranstaltet. Noch ein ganzes Jahr lang hätten wir die Sänger hier halten und singen lassen können, wenn sie sich nur hätten halten lassen. In Toronto (Kanada) stand das Konzert unter dem Protektorate des Gouverneurs von Ontario, in Washington beehrte Präsident Mc. Kinley die Sänger mit einer Einladung ins Weisse Haus, eine Auszeichnung, die etwa der Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens entspricht.—Im deutschen Vaterlande soll man wissen wie wir unsere Landsleute aufgenommen haben, und man soll lesen, wie deutsche Künstler hier gefeiert wurden.

Ich prüfe jetzt nach zwei Monaten den Eindruck jener Konzerte auf seine Nachhaltigkeit und Tiefe hin und finde noch überall dasselbe Urteil, höre noch überall denselben Wunsch, dass wir sie noch einmal hören könnten. „Ja, Ihr Deutsche versteht doch alles am besten," sagte ein bescheidener Amerikaner „nur nicht das Geldmachen."

— „20 M. darfs kosten, wenn sie wiederkommen," sagte mir ein Arbeiter kürzlich, „denn man hörte sie nicht nur die eine Stunde, ich höre sie noch immer singen." — Gestern kam ich von einer pastoralen Konferenz, und die Amtsbrüder, die bis zu 60 Meilen zum Konzert gereist waren, schätzten sich glücklich, dass dieser Genuss ihnen nicht entgangen war. Wenn wir je die alte Heimat besuchen, gehen wir auch nach Leipzig, das Quartett zu hören, das steht bei uns allen fest.

Die Heimkehr.

Zehn Tage sind wir wiederum unterwegs. Zwar haben wir 9 Tage davon hohen Seegang, aber nach Seiner Verheissung müssen doch die Wellen — Berge weichen und die Hügel fallen; nur Seine Gnade weicht nicht von uns. Am Tage der Landung in Bremerhaven bin ich früh der Erste auf Deck. Da entringt sich ein dreimaliges Jauchzen der übervollen Brust. Am 20. Dezember nachts 12 Uhr halten wir unsere Lieblinge umschlungen. Wie lange? — Die lieben Kinder lassen uns ja nicht wieder los! Wie die Rebe weint, wenn der Frühling kommt, so bricht jetzt erst der ganze Trennungsschmerz bei ihnen durch. — — Jedes von uns Vieren traf alle seine Lieben gesund an. In dem Wiedersehen gab uns Gottes

Gnade einen Vorschmack von der Heimkehr ins ewige Vaterhaus. — — —

„Wie gefällt Ihnen Amerika?“ Das ist in der Regel die erste Frage, welche der Amerikaner an den Ausländer richtet. Die Antworten darauf lauten sehr verschieden. Auf dem Bahnhofe in Columbus (Ohio) redete uns ein deutscher Maler an und meinte: „Amerika ist ein grosses Portemonnaie.“ Seine Lebensgeschichte bewies allerdings, dass er nicht verstanden hatte, hineinzugreifen. Eine andere Antwort lautete: „Amerika ist eine grosse Korrektionsanstalt.“ Auch an diesem Urteile mag etwas Wahres sein. Unserer Erfahrung gemäss können wir auf jene Frage nur antworten: „Auch in Amerika giebt es eine Gemeinde derer, die Jesum lieb haben und in Seinem Dienste stehen. Mit ihnen sind wir vielfach in Berührung gekommen, bei ihnen hats uns sehr gut gefallen.“

So hast du doch in kurzen Tagen
Es meinem Herzen angethan,
Amerika, ich darf es sagen,
Mit Freudigkeit erkenn ichs an!

Nicht ists dein Geist, der, alles wagend,
Gedanken, Stahl und Eisen schweisst,

Dein kühner Mut, der, nie verzagend,
Jedwedem Drange Wege weist;

Nicht sind es deine stolzen Baue,
Nicht Strom und Stadt, nicht Schiff und Mast,
Nicht goldnes Korn auf weiter Aue,
Nicht deines Bergwalds Laubpalast;

Nein; deiner Häuser stiller Frieden,
Der warme Ton am eignen Herd,
Der Reichtum, den dir Gott beschieden,
Dein Wohlthun ist des Lobes wert,

Und all die grosse Lieb und Güte,
Die uns begleitet früh und spat,
Die den Palast sowie die Hütte
Zur Heimat uns gestaltet hat,

Und all der Herzen heisses Flehen
Für unsre Arbeit im Gesang
Bei unserm Kommen, unserm Gehen
Bleibt unvergessen lebenslang!

Drum Hand in Hand! Zum Firmamente
Ertöne fürder fern und nah
Von Kontinent zu Kontinente
Ein „Soli Deo gloria“!

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20708 8284